Denkwürdigkeiten

des Herzogs von Saint-Simon.

Dreizehntes Buch.

Fortgesetzte Schilderung des Hofes von Versailles.

Inhalt.

1. Tod und Charakter der Herzogin von Burgund, Dauphine, geborner Prinzessin von Savoyen; ihre Geschichte. 2. Tod des Dauphins im J. 1712; Schilderung desselben, seine Geschichte; Veränderung desselben in Sitten und Charakter. 3. Der Herzog von Burgund Freund dessen, was das Feudalsystem in der Verwaltung des Staates Gutes hatte. Betrachtungen des Herzogs von Saint Simon über die Regierung, Beurtheilung der willkührlichen Verwaltung, welche Ludwig XIV eingeführt. 4. Der Herzog von Burgund hatte einen Plan in Rücksicht der Landstände, für ihre Einführung in die übrigen Provinzen entworfen, wo er Provinzial-Administrationen errichten und aus diesen auch die Reichsstände (états généraux) bilden wollte. 5. Dieser Herzog hat den Grundsatz, daß die Könige für das Volk und nicht das Volk für die Könige daseyn. 6. Der Dauphin sieht sich ohne Rettung. Schilderung desselben. 7. Geschichte seiner Vergiftung. Episode von dem Marschall von Villeroy, der bey dem Könige wieder in Gnade kömmt. 8. Section der Leiche des Dauphins; Streit der Aerzte über die Art seines Todes. 9. Marechal, erster Chirurg, sieht vorher, daß der Herzog von Orleans der Vergiftung angeklagt werden werde und sucht diese Verläumdung zu zerstören. 10. Die falsche Nachricht davon läuft durch ganz Frankreich. 11. Der Herzog du Maine und

Frau

Frau von Maintenon gaben ihr Glauben. Verdacht des Königs. 12. Die Falschheit dieser Anklage wird dargethan. Abscheuliche Spottreden und Ausfälle des Volks auf den Herzog von Orleans. 13. Der Herzog erbietet sich und dringt in den König, daß er ihn zum Gefangenen in der Bastille machen solle. Antwort des Königs. Der Herzog von aller Welt verlassen. 14. Betrachtungen über das Testament Ludwigs des XIV. 15. Intriguen des Hofes, um es vom Könige zu erhalten. 16. Die Maintenon und der Herzog du Maine erzwingen es vom Könige durch Mißhandlungen. 17. Der König übergiebt es dem Parlament. 18. Der König gesteht, daß ihm das Testament abgezwungen worden, und sieht vorher, daß es werde cassirt werden.

Den

Den 5. Februar 1712 gab der Herzog von **** der Dauphine eine sehr schöne Dose voll des vortreflichsten Tabaks zum Geschenk. Sie versuchte ihn und fand ihn sehr gut. Es war gegen Mittag, als sie in ihr Cabinet gieng, wohin niemand kam. Sie legte die Dose auf ihren Tisch und ließ sie da stehen.

Gegen Abend überfiel sie ein Fieberschauer; sie legte sich zu Bett und konnte nicht wieder aufstehen, auch nicht um nach dem Souper ins Cabinet des Königs zu gehen. Den Sonnabend als den 6 stand sie dennoch, wiewohl sie die ganze Nacht das Fieber gehabt hatte, zur gewöhnlichen Stunde auf, und brachte den Tag sehr gut zu; am Abend überfiel sie das Fieber wieder. Es hielt die ganze Nacht mäßig an und den Sonntag den 7. nahm es noch mehr ab; aber gegen sechs Uhr des Abends bekam sie auf einmal einen Schmerz über dem Schlafe, der nicht einmal den Raum eines Sechssousstücks einnahm, der aber so heftig war, daß sie den König, der eben sie zu besuchen kam, nicht herein zu kommen, bitten ließ.

Dieser gewaltsame Schmerz dauerte ununterbrochen bis zum Montag als den 8. und die verordneten Mittel, Rauchtaback zu kauen, eine Menge Opium und zwey Aderlässe am Arme waren fruchtlos.

Das

Das Fieber trat nun mehr hervor. Als die Schmerzen sich ein wenig vermindert hatten, sagte sie, daß sie mehr als bey einer Niederkunft gelitten habe. Dieser so heftige Anfall veranlaßte, wegen der Dose, die ihr der Herzog v. **** gegeben hatte, den Tag wo sie dieselbe erhalten und wo sie das Fieber überfiel, als sie sich niederlegte, ein großes Aufsehen unter ihrer nächsten Dienerschaft. Sie sprach davon gegen ihre Damen und lobte Dose und Tabak; sodann bat sie Frau von Levi in ihr Cabinet zu gehen und sie zu holen, sie würde sie auf dem Tische finden. Frau von Levi gieng hin, fand sie aber nicht und um es kurz zu machen, es wurden alle mögliche Nachforschungen gethan und die Dose ist nie wieder zum Vorschein gekommen, seit sie die Dauphine auf dem Tische gelassen hatte. Das Verschwinden der Dose hatte sogleich Verwunderung erregt; die fortgesetzten unnützen Nachsuchungen aber, wozu jene auffallenden schleunigen Zufälle kamen, veranlaßte den traurigsten Verdacht: dieser Verdacht gieng aber nicht bis zu dem, von dem die Dose war, oder wurde in so strenger Allgemeinheit gehalten, daß er ihn nicht erreichte.

Der Lerm über die Dose schränkte sich sogar auf einen kleinen Cirkel ein. Man hoffte immer soviel von einer angebeteten Prinzessin, von deren Leben das Glück aller, die diesen Cirkel ausmachten, so verschieden es auch nach jedes Lage seyn mochte, abhieng. Sie schnupfte Tabak ohne Wissen des Königs, im Vertrauen auf Frau v. Maintenon, die es wußte; bey dem Monarchen aber, der alle mögliche starke Gerüche haßte, hätte es darum, wenn er es entdeckt hätte, viel Verdruß gegeben; und dieß war es, was man bey Ausbreitung der sonderbaren Verschwindung der Dose fürchtete.

Die

Die Nacht vom Montag zum Dienstag als den 9 Februar überfiel sie eine große Schlafsucht, die die ganze Nacht und den folgenden Tag dauerte, wo der König mehrmals ans Bette kam. Das Fieber war stark der Schlaf kurz, der Kopf eingenommen; es kamen einige Flecken auf der Haut zum Vorschein, welche Hoffnung machten, daß es die Masern wären, weil sie damals sehr herrschten und viele Personen, die man kannte, zu Paris und Versailles daran daniederlagen.

Die Nacht vom Dienstag zum Mittwoch den 10. vergieng um so schlechter, weil nunmehr die Hoffnung auf die Masern verschwand. Gleich des Morgens besuchte der König die Kranke, welcher ein Brechmittel eingegeben worden war. Die Wirkung war so gut man sie wünschen konnte, gab aber nicht die geringste Linderung.

Man zwang den Dauphin, der nicht vom Krankenbette weg kam, hinunter in die Gärten zu gehen, um frische Luft zu schöpfen, deren er so sehr bedurfte; aber seine Unruhe trieb ihn sogleich wieder ins Zimmer zurück. Die Krankheit nahm gegen Abend zu und gegen eilf Uhr hatte das Fieber eine beträchtliche Verdoppelung: die Nacht war sehr schlecht. Den Donnerstag den 11. besuchte der König die Dauphine um neun Uhr des Morgens. Frau v. Maintenon kam fast nicht von ihr weg, ausser in der Zeit, wo der König bey ihr war. Die Prinzessin befand sich so schlecht, daß man beschloß, sie an den Genuß der Sakramente zu erinnern. So sehr sie daniederlag, so war sie doch davon überrascht: sie erkundigte sich nach ihrem Zustande; man gab ihr Antworten, die so wenig als möglich beunruhigend waren, ohne doch von dem Vorschlag abzugehn, und nach und nach that man ihr Vorstellungen,

daß

daß sie nichts verschieben möchte. Sie dankte für die Aufrichtigkeit des Rathes und sagte, sie wollte sich vorbereiten. Nach einiger Zeit fürchtete man die Zufälle.

Der Jesuite, P. la Rûe, ihr Beichtvater, den sie immer geliebt zu haben schien, näherte sich ihr und ermahnte sie, die Beichte nicht aufzuschieben. Sie sah ihn an und antwortete, sie verstehe ihn wohl, und nichts weiter. Der P. la Rûe schlug ihr vor, die Handlung sogleich vorzunehmen und erhielt keine Antwort. Er war so klug zu merken, was sie wollte, und er war so brav, daß er sogleich zurücktrat und zu ihr sagte, sie hätte vielleicht einigen Widerwillen, bey ihm zu beichten; er beschwöre sie sich keinen Zwang anzuthun, besonders aber nichts, was es auch sey, deswegen zu besorgen; er verspreche ihr alles auf sich zu nehmen und er bitte sie nur zu sagen, bey wem sie beichten wollte und er würde sogleich gehen und ihn selbst zu ihr führen.

Hierauf gestand sie ihm, daß sie am liebsten bey dem Hrn Bailli, Priester von der Mission des Sprengels von Versailles, beichten würde. Dieß war ein Mann, der sehr in Achtung stand, und er war der Beichtvater von allen, welche am Hofe für die regelmäßigsten galten. Er blieb, nach Sitte der Zeit, nicht frey vom Verdacht des Jansenismus, welcher unter jenen Mönchen sonst sehr selten war. Er diente auch als Beichtvater der Frau du Chatelet und der Frau von Rogaret, welche Dames du palais waren; und diese hatte die Dauphine von Bailli einige mal sprechen hören.

Bailli war gerade nach Paris gereist. Die Prinzessin war deswegen beunruhigt und hatte Lust ihn zu erwarten.

ten. Aber als ihr der P. la Rûe vorstellte, daß es gut sey, eine so kostbare Zeit nicht zu verlieren, die nach Empfang der Sacramente von den Aerzten nützlich angewandt werden würde, verlangte sie einen Franziscaner, Namens P. Noel; der P. la Rûe gieng sogleich, um ihn aufzusuchen, und brachte ihn.

Man kann sich vorstellen, wie auffallend diese Veränderung des Beichtvaters in einem so kritischen und furchtbaren Augenblicke war, und was dieß zu denken veranlaßte. Ich werde nachher darauf zurückkommen.

Der Dauphin erlag endlich. Er hatte sein eigenes Krankseyn so lange als möglich verborgen, um das Kopfkissen der Dauphine nicht verlassen zu müssen. Aber ein Fieber, zu stark, um verhehlt werden zu können, warf ihn nieder. Die Aerzte, welche ihm das schreckliche Schauspiel, das ihn bey seiner Gemahlin, wie sie vorhersahen, erwartete, ersparen wollten, wandten mit Hülfe des Königs alles an, um ihn auf seinem Zimmer zurückzuhalten und ihn daselbst von Moment zu Moment mit erdichteten Nachrichten von seiner Gemahlin hinzuhalten.

Die Beichte dauerte lange. Die letzte Oelung wurde unmittelbar darauf verrichtet und sodann das heil. Abendmahl gereicht. Der König ließ das Sacrament unten an der großen Treppe im Ceremoniel empfangen. Eine Stunde darauf verlangte die Dauphine, man sollte die Sterbegebete sprechen. Man sagte ihr, daß sie sich nicht in diesem Zustande befände, man versuchte sie zu trösten, und ermahnte sie zu versuchen, ob sie schlafen könnte. Nachmittags zu guter Zeit kam die Königin von England: man führte sie durch die Gallerie in den Salon, der diese von dem Zimmer der Dauphine trennt.

In diesem Salon befanden sich der König und Frau von Maintenon und man ließ die Aerzte dahin kommen, um in ihrer Gegenwart Berathschlagung zu halten. Es waren ihrer sieben theils vom Hofe theils von Paris herbeygerufen. Alle stimmten einhellig für einen Aderlaß am Fuße vor der Verdoppelung des Fiebers, und im Fall dieß die gewünschte Wirkung nicht haben sollte, verordneten sie gegen das Ende der Nacht ein Brechmittel. Der Aderlaß am Fuße geschah um 7 Uhr Abends, die Verdoppelung kam; man fand sie weniger gewaltsam als die vorige; aber die Nacht war traurig.

Der König besuchte die Dauphine sehr bald. Das Brechmittel, das sie gegen 9 Uhr des Morgens nahm, hatte wenig Wirkung gethan.

Der Tag vergieng unter Symptomen, von denen eins trauriger als das andere war, mit etwas Bewußtseyn in seltnen Zwischenzeiten. Gegen Abend verlohr sich das Bewußtseyn gänzlich. Im Zimmer befanden sich viel Menschen, wiewohl auch der König da war. Kurz ehe sie verschied, gieng er hinweg, stieg am Fuß der großen Treppe mit Frau v. Maintenon und Hrn. v. Caylus in einen Wagen und fuhr nach Marly. Sie waren beyde im tiefsten Schmerz versunken und hatten nicht die Kraft, zum Dauphin zu gehen.

Nie war wohl eine Prinzessin von dieser Jugend so mit Klugheit ausgestattet und wußte den erhaltenen Unterricht so trefflich zu benutzen. Ihr kluger Vater, der unsern Hof von Grund aus kannte, hatte ihr ein treues Bild davon gegeben und ihr die einzig mögliche Art gelehrt, wie sie daselbst glücklich seyn konnte. Sie hatte viel natürliche Anlage und Leichtigkeit des Geistes, die sie darin unterstützte, und viel lie-

bens-

benswürdige Eigenschaften, wodurch sie die Herzen gewann, während ihre persönlichen Verhältnisse mit ihrem Gemahl, mit dem Könige und Frau von Maintenon ihr die Huldigung des Ehrgeizes verschaften. Sie hatte von den ersten Augenblicken ihrer Ankunft an ihr Vertrauen zu erwerben gewußt; und so lange sie lebte, fuhr sie in dieser nützlichen Bemühung fort, wovon sie immer die Früchte erndete; sanft, furchtsam aber gewandt, gutmüthig so daß sie jemandem das geringste zu Leide zu thun fürchtete, und wiewohl leicht und lebhaft, dennoch der überdachtesten, weit aussehendsten Plane fähig.

Der oft peinvolle Zwang, dessen ganze Last sie fühlte, schien ihr nichts zu kosten. Die Gefälligkeit war ihr angebohren, sie übte sie mit der größten Leichtigkeit und übte sie gegen den ganzen Hof. Eigentlich häßlich, die Wangen hängend, die Stirne zu weit hervorstehend, eine gemeine Nase, dicke hängende Lippen; Haar und Augenbraunen kastanienbraun, sehr ordentlich gewachsen; wenig Zähne und alle angegangen, von denen sie zuerst sprach und sich darüber aufhielt; den schönsten Teint, die feinste Haut; wenig Busen, aber herrlich gebildet; der Hals lang mit einem Ansatz von einem Kropf, der ihr aber nicht absolut schlecht ließ; die Haltung des Kopfs zierlich, gracieus, majestätisch, so auch der Blick; das ausdrucksvollste Lächeln; die Taille schlank, gerundet, schmächtig, leicht, regelmäßig; ihr Gang das Schweben einer Göttin: dieß war ihr Bild. Sie gefiel zum Bezaubern; es war Grazie in allen ihren Bewegungen, in allen Gebärden, in den gemeinsten ihrer Gespräche. Ihr Anstand einfach, natürlich, ohne Kunst, ihre Sprache von Geist belebt; ihre Leichtigkeit des Betragens, die sie sogar allen, die ihr nahten, mittheilte, bezauberte alles; und

sie suchte allen, selbst den unnützesten mittelmäßigsten Personen, zu gefallen, ohne jedoch dieses Bestreben sehen zu lassen. Ihre Fröhlichkeit jugendlich und stets lebendig seßelte sie an alles und ihre Nymphenleichtigkeit trug sie überall umher, wie der Wirbelwind, der mehrere Orte zugleich erfüllt und, wo er hinkömmt, Bewegung und Leben hinbringt. Sie zierte alle Schauspiele, war die Seele der Feste, der Vergnügungen, der Bälle und entzückte daselbst durch die Grazie, die Richtigkeit und Vollkommenheit ihres Tanzes. Sie liebte das Spiel, und amüsirte sich auch beym geringen Spiele, denn alles konnte sie amüsiren; doch zog sie hohes Spiel vor, und spielte fertig und fein, kurz sie war die beste Spielerin, die es geben kann. Sie konnte in einem Augenblicke das Spiel eines jeden übernehmen. Ihre Fröhlichkeit blieb immer dieselbe und sie unterhielt sich eben so gut, wenn Nachmittags ernsthafte Lektüre vorgenommen wurde, sie konnte sich darüber unterhalten und mit ihren ernsthaften Damen arbeiten: denn so nannte man die bejahrtesten Dames du palais.

Sie schonte nichts, selbst ihre Gesundheit nicht, sie vergaß nichts, auch nicht die geringsten Kleinigkeiten, um Fr. v. Maintenon und durch sie den König zu gewinnen. Die Klugheit ihres Betragens gegen diese beyden war ohne Gleichen und nie, auch nicht einen Augenblick, sich ungleich. Sie wußte mit aller der Discretion, welche ihr die Kenntniß beyder Charaktere, die sie sich durch Studium und Erfahrung erworben hatte, nöthig machte, die Grade ihrer Fröhlichkeit und ihr ganzes Betragen abzumessen. Ihr Vergnügen, ihre Annehmlichkeiten, ich wiederhole es, selbst ihre Gesundheit, alles wurde ihnen aufgeopfert. Durch diese Mittel erwarb sie sich ein Vertrauen bey ih-

ihnen, das keins der königlichen Kinder, nicht einmal seine geliebtesten unter den legitimirten, hatten erreichen können. Oeffentlich war sie ernsthaft, gemessen, ehrfurchtsvoll gegen den König, und besonders schüchtern, bescheiden gegen Fr. v. Maintenon, die sie nicht anders als Tante nannte, und so artig Rang und Freundschaft mit einander verschmelzte. Im vertrauten Zirkel war sie tändelnd, scherzend, spielend; bald setzte sie sich auf den Arm des Lehnstuhls des Königs oder der Frau von Maintenon, bald wiegte sie sich auf ihren Knieen, sprang ihnen an Hals, umarmte sie, küßte sie, liebkosete sie, zupfte sie und zog sie am Kinn und quälte sie auf allerley Art; sie störte in ihren Papieren und Briefen umher, brach die Briefe auf, las sie bisweilen wider ihren Willen, wenn sie sie in Laune sah darüber zu lachen, und sprach bisweilen mit ihnen über den Inhalt derselben. Sie wurde zu allem zugelassen, selbst zum Empfang der Couriers, welche die wichtigsten Nachrichten brachten. Sie konnte zu jeder Stunde zum Könige kommen, selbst während des Conseils, nützlich und schädlich denselben Ministern; aber immer bereit zu verbinden, zu helfen, zu entschuldigen, Gutes zu erzeigen, sobald sie nicht lebhaft gegen einen aufgereizt war, wie sie es gegen Pontchartrain war, dem sie ohne Ursach aufsäßig geworden war und den sie bisweilen gegen den König Ihren garstigen Einauge nannte, oder auf irgend eine wichtigere Veranlassung, wie gegen Chamillart.

Sie war so freymüthig, daß, als eines Abends der König und Frau v. Maintenon mit besonderm Lobe von dem Englischen Hofe sprachen — es war damals als man von der Königin Anna den Frieden hoffte — sie anfieng zu sagen: „Ja man muß wirklich gestehn, liebe Tante, daß in England die Königinnen besser

regieren als die Könige; und, fuhr sie scherzend und tändelnd fort, wissen Sie warum? Weil unter den Königen die Frauen es sind, die regieren, und unter den Königinnen die Männer."

Das sonderbarste war, daß beyde darüber lachten und fanden, daß sie Recht hätte; und ich würde nie in diese ernsthaften Denkwürdigkeiten den erwähnten Zug aufgenommen haben, wenn er nicht mehr als irgend etwas anders zeigte, wie weit sie es in der Freyheit ihres Betragens gegen sie gebracht hatte.

Eines Abends als Comödie zu Versailles war, nachdem die Prinzessin mancherley geplaudert hatte, kam die Nanon, jene alte Kammerfrau der Frau von Maintenon, der ich schon mehrmals in diesen Denkwürdigkeiten Erwähnung gethan habe, ins Zimmer. Sogleich stellte sich die Prinzessin, geputzt im Staatsanzuge wie sie war, zwischen die beyden Tische, den Rücken nach dem Kamin zu gekehrt und mit der Hand auf den kleinen Schirm gestützt. Nanon, welche die eine Hand in der Tasche zu haben schien, trat hinter sie und kniete nieder. Der König, der am nächsten dabey stand, fragte, was sie da machten? Die Prinzessin lachte und sagte, sie mache, was sie oft an den Comödientagen thun müsse. Der König drang in sie. Wollen Sie es wissen, da Sie es noch nicht bemerkt haben? Ich lasse mir ein Klystier geben. Wie, rief der König laut lachend, hier in dem Augenblicke lassen Sie sich ein Klystier geben? Nun ja wirklich, sagte sie. Und wie machen Sie denn das? Alle vier lachten aus Herzensgrunde. Nanon brachte die Klystierspritze unter ihrem Rocke hervor, hob das Kleid der Prinzessin auf, die es, als wenn sie sich wärmen wollte, in die Höhe hielt und Nanon brachte ihr das Klystier bey. Das Kleid fiel zurück und Nanon steckte die

Spritze

Spritze wieder unter ihren Rock: und man sah nichts. Man hatte sonst nicht drauf Acht gegeben oder hatte geglaubt, Nanon bringe etwas am Anzuge in Ordnung. Das Erstaunen der beyden war ausserordentlich und man fand die Sache sehr spashaft. Sonderbar ist, daß sie mit dem Klystier in die Comödie gieng, ohne genöthigt zu seyn, es wieder von sich zu geben; oft entledigte sie sich desselben erst nach dem Souper und nach dem Cabinet des Königs. Sie sagte, dieß Mittel erfrische sie und hindere, daß ihr die Hitze des Comödienhauses Kopfweh verursache. Nach dieser Entdeckung genirte sie sich nicht mehr, als vorher. Sie kannte den König und Frau von Maintenon vollkommen. Eines Abends als sie zu Bette gehen wollte, wo sie der Herzog von Burgund erwartete, und noch mit der Frau von Nogaret und Chatelet, die mirs den andern Tag wieder erzählten und gegen welche sie gern offen wurde, in ihrem Schlafstuhle sitzend koste, sprach sie mit Bewunderung von dem Glücke, das Frau von Maintenon und Mademoiselle Choin gemacht habe, und setzte mit Lachen hinzu: „Ich möchte wohl vor dem Herzog von Burgund sterben, aber doch noch sehen, was dann hier vorgienge; ich glaube ganz gewiß, daß er eine Klosterschwester oder eine Pförtnerin aus dem St Marienkloster heirathen würde.

Mit gleicher Aufmerksamkeit strebte sie dem Herzog von Burgund wie dem Könige zu gefallen, wiewohl sie zuweilen zu viel wagte, und sich zu sehr auf seine Leidenschaft für sie und auf das Stillschweigen aller derer, die ihm nahe kommen konnten, verließ, und sie nahm das lebhafteste Interesse an seiner persönlichen Größe und an seinem Ruhme.

Es ist nicht zu sagen, wie nahe ihr die Begebenheiten der Campagne von Lille und die Folgen derselben giengen, was sie alles that, um ihm empor zu helfen,

wie nützlich sie ihm in so viel wichtigen Dingen wurde, und wie viel er ihr allein zu danken hatte: denn der König konnte sie nicht mehr entbehren und es fehlte ihm alles in seinem innern Cirkel, wenn sie Lustparthien, welche ihr die Zärtlichkeit und Sorge des Königs oft zur Zerstreuung genießen hieß bey ihm zu seyn hinderten; und selbst bey seinem öffentlichen Souper, wenn sie, was selten war, fehlte, erschien er von der Wolke des Ernstes umgeben und Schweigen war um die Person des Königs. So viel Neigung sie also auch für diese Parthieen hatte, so war sie doch darin sehr mäßig und ließ sich immer erst dazu antreiben. Sie unterließ nie, ihn beym Gehen und Kommen zu sehen; und wenn sie auf einem Winterball oder bey einer Sommerparthie die Nacht durchschwärmt hatte, so wußte sie es doch so einzurichten, daß sie, sobald der König aufgestanden war, ihm den Morgenkuß gab und ihn mit Erzählung des Festes amüsirte.

Ich habe mich anderswo über das zwangvolle Leben, das sie von Seiten des Dauphins und seines ganzen Hofes hatte, so viel verbreitet, daß ich hier nichts davon wiederholen will, ausser, daß dem großen Haufen des Hofes nichts davon bemerklich wurde, so sorgfältig suchte sie es durch das leichteste Betragen gegen ihn, durch Vertraulichkeit gegen alle, die ihr an diesem Hofe am meisten entgegen waren, und durch freies Betragen zu Meudon unter ihnen, wiewohl sie dabey die gemessenste Klugheit und unendliche Gewandtheit brauchte, zu verbergen. Auch fühlte sie es sehr wohl und nach dem Tode des Dauphins erlaubte sie sich gegen sie das Recht der Wiedervergeltung.

Eines Abends zu Fontainebleau, nach dem Souper, wo alle Prinzessinnen mit ihr und dem Könige in einem Cabinete waren, hatte sie alle Arten von Sprachen

chen nachgeäffet und tausend Kindereyen vorgebracht, worüber der König seinen Spas hatte. Sie bemerkte, daß Madame la Dücheſſe und die Prinzeſſin von Conti einander anſahen, zuwinkten und mit Verachtung über ſie die Achſeln zuckten. Als der König wie gewöhnlich aufgeſtanden und in ein Hintercabinet gegangen war um ſeine Hunde zu füttern, worauf er denn gewöhnlich zurückkam und den Prinzeſſinnen gute Nacht wünſchte, nahm die Dauphine Frau von St Simon bey einer Hand und Frau von Levi bey der andern und indem ſie auf Madame la Dücheſſe und die Prinzeſſin von Conti zeigte, welche nur einige Schritte von ihnen waren, ſagte ſie: „Haben Sie geſehn, haben Sie geſehn? ich weiß ſo gut wie dieſe, daß alles, was ich geſagt und gethan habe, keinen Menſchenverſtand hat und daß es elendes Zeug iſt; aber es muß Lerm ſeyn und ſolche Dinge gehören zur Zerſtreuung." Hierauf fieng ſie an, auf die Arme ihrer Begleiterinnen geſtützt, zu tanzen und zu ſingen. „Und ich lache und ich ſpotte über ſie und ich werde ihre Königin, und ich brauche mich nicht um ſie zu kümmern, weder jetzt noch jemals, und ſie werdens mit mir zu thun haben und ich werde ihre Königin," indem ſie immer aus allen Leibeskräften ſang, tanzte und ſich königlich freute. Die genannten Damen riefen ihr ganz leiſe zu, daß ſie ſchweigen ſollte, daß die Prinzeſſinnen es hörten, daß alle Anweſenden ſie beobachten könnten, ja ſie ſagten ihr ſogar, ſie wäre toll; denn dieſen Damen nahm ſie nichts übel; aber ſie hörte nicht auf zu tanzen und noch lauter zu ſingen: „und ich lache über ſie, und ich habe mich um ſie nichts zu kümmern, und ich werde ihre Königin", und ſie hörte nicht eher auf, bis der König zurückkam.

Ach! ſie glaubte es, die liebenswürdige Prinzeſſin und ach! wer hätte es nicht mit ihr geglaubt?

Es gefiel Gott zu unserm Unglück, es bald anders zu fügen. Der entgegengesetzte Gedanke kam ihr nicht in Sinn. Einst am Lichtmeßtage, als sie mit der Herzogin von St Simon fast ganz allein auf ihrem Zimmer war, (alle übrigen Damen waren nämlich voraus in die Capelle gegangen, und Fr. von St Simon war zurückgeblieben, um sie dahin zu begleiten, weil die Herzogin du Lude das Podagra hatte, und die Gräfin von Mailly nicht da war, deren beyder Stelle sie immer ersetzte): fieng sie an von den vielen Personen zu sprechen, die sie am Hofe gekannt habe und die nun gestorben wären, hierauf sprach sie davon, wie sie es machen wollte, wenn sie alt wäre, was sie da für ein Leben führen wollte; daß Niemand als Frau von Saint Simon und Frau von Lauzun von ihren Jugendfreundinnen übrig bleiben würden, daß sie sich zusammen von den vergangenen Zeiten unterhalten wollten, und dieses Gespräch setzte sie fort, bis sie zur Capelle gieng.

Sie liebte den Herzog von Berry aufrichtig, sie hatte auch die Herzogin von Berry geliebt und sich vorgenommen, sie als Tochter zu behandeln. Für Madame hatte sie viel Rücksicht und Monsieur hatte sie zärtlich geliebt, der sie eben so wiederliebte und ihr ohne Unterlaß alle möglichen Vergnügungen und Amüsements verschafft hatte; und alles dieses gieng nun auf den Herzog von Orleans über, für den sie ein wahrhaftes Interesse faßte, unabhängig von der Verbindung, die sich nachher zwischen ihr und der Herzogin von Orleans bildete. Durch sie wußten sie vieles vom Könige und Frau von Maintenon und brauchte in tausend Dingen ihre Unterstützung. Es war ihr für den Herzog und die Herzogin von Savoyen und selbst für ihr Vaterland eine so große Anhänglichkeit geblieben, daß

sie

sie bisweilen ganz unwillkührlich hervorbrach. Ihre Stärke und Klugheit zeigten sich aber außerordentlich bey dem, was während und nach dem Bruche mit Savoyen vorgieng: auch hatte der König so viel Rücksicht für sie, daß er in ihrer Gegenwart jedes Gespräch, was auf Savoyen Bezug haben konnte, vermied; und sie hatte ganz die Kunst eines beredten Stillschweigens, das durch selten hervorbrechende Züge fühlen ließ, sie sey ganz Französin, zu gleicher Zeit aber auch, daß sie die Liebe zu ihrem Vater und Vaterlande nicht aus ihrem Herzen verdrängen konnte.

Da sie aller Welt zu gefallen strebte, so konnte sie nicht ganz verhüten, daß ihr nicht auch jemand gefiel. Ihr Tod ließ diese Art Mysterien ahnden und offenbarte die ganze Tyrannei, welche der König über die Gemüther, selbst in seiner Familie, auszuüben nicht unterließ.

Wie groß war sein Erstaunen, wie groß das Erstaunen des Hofes, als sie in jenen schrecklichen Augenblicken, wo man nur das Zukünftige noch fürchtet und wo die Gegenwart ganz verschwindet, um die letzten Sacramente zu genießen, ihren alten Beichtvater und selbst dessen Besuch und ganzen Orden von sich wies und nach einem andern verlangte.

Wir haben an einem andern Orte gesehen, daß ihr Gemahl und der König die einzigen waren, die darüber in Unwissenheit waren, daß Frau von Maintenon es nicht war und daß sie die größte Sorgfalt brauchte, um beide in dieser Unwissenheit zu lassen, indem sie gleichwohl jene vor ihnen in Furcht hielt; aber sie liebte oder betete vielmehr die Prinzessin an, deren reizendes Betragen ihr Herz gewonnen hatte. Sie amüsirte mit ihr sehr vortheilhaft den König, sie selbst

amü-

amüsirte sich mit ihr und was ganz gegründet ist, wiewohl es erstaunlich klingt, brauchte sie als Stütze und zuweilen als Rathgeberin.

Bey dieser Galanterie schien doch nie ein Weib weniger für ihre Schönheit bedacht zu seyn und weniger Sorge darauf zu wenden. Ihre Toilette war in einem Augenblicke gemacht; und das wenige, was sie dabey that, war doch nur für den Hof. Sie dachte nur bey Bällen und Festen auf Putz und was sie sonst dafür that, was immer so wenig als möglich war, geschah nur aus Gefälligkeit gegen den König. Mit ihr verschwanden Freude, Vergnügen, Zeitvertreib, jede Art von Anmuth. Todenstille herrschte am Hofe. Sie war die einzige, die ihn belebte, sie füllte alles zugleich aus, sie herrschte überall, sie wirkte bis in das Innerste desselben. Wenn der Hof nach ihr noch existirend heißen konnte, so war es die traurigste Existenz. Nie wurde eine Prinzessin so vermißt, nie verdiente es eine in diesem Grade. Auch wurde ihr Verlust so bald nicht verschmerzt, der unerkünstelte geheime Schmerz über sie hat lange gedauert, und die schreckliche Leere hat nicht erfüllt werden können.

Der König und Fr. v. Maintenon vom lebhaftesten Schmerze durchdrungen, der einzige wahre, den der König je in seinem Leben gefühlt hat, traten bey ihrer Ankunft in Marly erst bey Frau von Maintenon ab. Der König speiste zu Abend allein auf seinem Zimmer und war kurze Zeit mit dem Herzog von Berry in seinem Cabinete, der ganz in seinem Schmerz verloren, welcher aufrichtig und groß war, mehr noch den Schmerz seines Bruders fühlte, welcher übermäßig und grenzenlos war. Er war mit der Herzogin von Berry zu Versailles geblieben, die vor Freuden außer sich, von ihrer Nebenbuhlerin, die größer und geliebter als sie war,

der

der sie aber alles verdankte, sich befreyt zu sehn, so gut sie konnte mit dem Verstande den Mangel des Herzens ersetzte und ihre Rolle ziemlich gut spielte. Den andern Morgen giengen sie nach Marly, um sich zum Lever des Königs einzufinden.

2.

Der Dauphin, von dem tiefsten Schmerze zerrissen, verließ sein Zimmer nicht mehr, wo er niemanden als seinen Bruder, seinen Beichtvater und den Herzog von Beauvilliers zu sich ließ, welcher letztere seit sieben oder acht Tagen in seinem Hause in der Stadt krank gelegen, mit aller Anstrengung seiner Kräfte aber das Bett verlassen hatte, um seinen Mündel zu besuchen und alles, was Gott Großes in ihn gelegt, zu bewundern, was nie so als an jenem schrecklichen Tage und den auf ihn folgenden bis zu seinem Tode geglänzt hatte.

Es war, ohne daß man es ahndete, das letzte mal, daß sie sich auf dieser Welt sahen. Cheverny, d'O und Gamaches brachten die Nacht in seinem Appartement zu, ohne ihn aber, außer auf Augenblicke, zu sehen. Den Sonnabend Morgens, den 13. Februar, drangen sie in ihn, daß er nach Marly gehen sollte, um ihm das Schrecken der Nachricht von dem Tode der Dauphine, das ihn treffen konnte, zu ersparen. Um 7 Uhr des Morgens gieng er durch eine Hinterthüre seines Appartements herab, setzte sich auf einen Tragsessel und ließ sich zu seinem Wagen tragen. Beym Durchgehen der einen und andern Piece fand er Hofleute, welche sehr zur unrechten Zeit sich wach zeigten und ihm indiscret ihre Reverenz machten. Er nahm es mit Höflichkeit an. Seine drey Menins fuhren mit ihm in seinem Wagen, er stieg bey der Capelle ab, hörte

hörte die Messe und ließ sich von da in der Sänfte zu einer Fensteröffnung seines Appartements bringen, durch welche er hineingieng. Frau von Maintenon kam sogleich zu ihm. Man kann sich die Beängstigung, mit der sie sich sprachen, vorstellen. Sie konnte es nicht lange bey ihm aushalten und gieng wieder weg. Er mußte die Aufwartung von Prinzen und Prinzessinnen annehmen, die aus Schonung nur Augenblicke da blieben, was selbst die Herzogin von Berry und Frau von Saint Simon mit ihr thaten. Der Dauphin hatte ganz den Ausdruck des tiefsten Schmerzes. Er blieb einige Zeit mit dem Herzog von Berry allein. Da das Lever des Königs nahe war, so giengen seine drey Gesellschafter hinein und ich wagte mit ihnen hinein zu gehen. Er zeigte mir seine Aufmerksamkeit, aber mit einem so rührenden schmerzhaften Ausdrucke, daß ich ganz bewegt wurde; aber eben so sehr erschrak ich über seinen kalten fixirten Blick, in dem etwas Verzweiflung lag, und über die Entstellung seines Gesichtes, das mit ziemlich großen, mehr blauen als rothen, Flecken bedeckt war, was die übrigen Anwesenden ebenfalls bemerkten. Er stand, und einige Augenblicke darnach kam man ihn zu benachrichtigen, daß der König erwacht sey. Jetzt flossen die Thränen, die er zurückgehalten hatte. Er trat bey dieser Nachricht, ohne etwas zu sagen, zurück. Es war niemand da als die drey Gesellschafter, Düchesne und ich. Die Gesellschafter ermunterten ihn zwey oder dreymal, zum Könige zu gehen; er stand unbeweglich und sagte kein Wort. Ich trat zu ihm und gab ihm durch ein Zeichen zu verstehen, daß er gehen möchte; und zuletzt sagte ich es ihm mit leiser Stimme. Da ich ihn unbeweglich und stumm bleiben sahe, wagte ich es ihn beym Arm zu ergreifen und ihm vorzustellen, daß er doch früh oder spät zum Könige gehen müsse, der ihn erwarte und sicherlich

großes

großes Verlangen ihn zu sehn und zu umarmen habe, und daß es doch besser sey, es nicht aufzuschieben; und indem ich ihm so zusetzte, nahm ich mir die Freyheit, ihn sanft fortzuschieben. Er warf mir einen Blick zu, der mir in die Seele drang, und gieng. Ich folgte ihm einige Schritte und zog mich dann zurück, um Athem zu schöpfen. Ich habe ihn nie wieder gesehn. Möge es der Barmherzigkeit Gottes gefallen, daß ich ihn in der seeligen Ewigkeit sehe, wo ihn seine Güte ohne Zweifel aufgenommen hat.

Alle, die sich zu Marly befanden, damals eine geringe Anzahl, waren im großen Salon. Prinzen, Prinzessinnen und die zur großen Entree Berechtigten waren in dem kleinen, zwischen dem Appartement des Königs und dem der Frau von Maintenon. Diese war in ihrem Zimmer und nach erhaltener Nachricht von dem Erwachen des Königs kam sie über den kleinen Salon, wo sie durch die auf demselben stehenden Hofleute, welche kurz darauf auch hinein giengen, passirte und gieng allein zum Könige hinein. Der Dauphin fand, als er in die Cabinete trat, alle diese Hofleute im Zimmer des Königs; sobald ihn der König sah, rief er ihn zu sich und umarmte ihn wiederholt und lange auf das zärtlichste, es waren rührende Augenblicke, Thränen und Schluchzen erstickten die Worte. Jetzt sah der König dem Dauphin ins Gesicht und erschrack über das Aussehen desselben, was wir schon auf seinem Zimmer bemerkt hatten. Alle Anwesenden bemerkten es gleichfalls mit Schrecken, die Aerzte mehr als die andern. Der König befahl ihnen, den Puls zu untersuchen, sie fanden ihn, nach dem was sie nachher sagten, schlecht; damals begnügten sie sich zu sagen, er sey bedenklich; der Dauphin würde wohlthun, wenn er sich zu Bette legte. Der König umarmte

armte ihn wieder, befahl ihm auf das zärtlichste sich zu schonen und sich sogleich zu Bette zu legen.

Er gehorchte, um nie wieder aufzustehn.

Es war sehr spät am Morgen, der König hatte eine schreckliche Nacht gehabt und hatte sehr heftiges Kopfweh. Beym Diner sah er die wenigen Hofleute von Bedeutung, die sich daselbst darstellten. Nach dem Diner gieng er den Dauphin zu besuchen, dessen Fieber sich vermehrt hatte und dessen Puls schlimmer war, und gieng von da zur Frau von Maintenon, speiste zu Abend allein auf seinem Zimmer und war nachher einige Augenblicke mit denen, welche daselbst zu erscheinen pflegten, in seinem Cabinete. Der Dauphin sah niemanden mehr als seine Gesellschafter und die Aerzte auf Augenblicke; nachher seinen Bruder ziemlich lange und seinen Beichtvater kurze Zeit; auch sah er den Herzog von Chevreuse und brachte die Nacht mit Gebet und unter heiligen Vorlesungen zu.

Die Liste für Marly wurde gemacht und die Aufgeschriebenen, davon benachrichtiget, wie bey dem Tode von Monseigneur geschehn war, kamen nach und nach am andern Tag als den Sonntag an; der König empfieng sie, wie er den Tag vorher gethan hatte. Die Besorgniß für den Dauphin vermehrte sich bald; er selbst verhehlte es nicht gegen Boudin in Gegenwart von Dücheſne und des Herrn von Cheverny, indem er sagte, er glaube nicht, daß er wieder aufkommen werde und nach dem, was er fühle, zweifle er nicht, daß das, was Boudin gesagt habe, wahr werden würde. Er äußerte sich mehrmals auf die nämliche Art und immer mit einer Entsagung, Verachtung der Welt und alles dessen, was sie Großes hat, und mit einer Ergebung und Liebe gegen Gott die unbegreiflich waren. Es ist nicht zu sagen, wie allgemein die Bestürzung war.

Montag

Montag den 15. wurde dem Könige zur Ader gelassen und der Dauphin befand sich nicht besser, als den vorigen Tag. Der König und Frau von Maintenon sahen ihn abgesondert den Tag mehr als einmal und übrigens niemand, als sein Bruder auf Augenblicke, seine Gesellschafter fast gar nicht, Herr von Chevreuse auf kurze Zeit; er war immer mit Gebet und Lectüre beschäftigt.

Dienstag den 16. befand er sich schlimmer: er fühlte sich von einer heftigen Hitze verzehrt, welcher das Fieber von außen nicht entsprach; aber der zusammengezogene sehr außerordentliche Puls drohte viel. Der Dienstag war noch viel schlimmer, aber er täuschte. Die Flecken in seinem Gesichte verbreiteten sich über den ganzen Körper. Man nahm sie für Zeichen der Masern. Damit schmeichelte man sich: aber die am Hofe, welche besser unterrichtet waren, und die Aerzte hatten nicht sobald vergessen können, daß die nämlichen Flecken sich am Körper der Dauphine gezeigt hatten. Dieß wußte man aber außerhalb nicht eher, als nach seinem Tode.

Mittwoch den 17. vermehrte sich die Krankheit beträchtlich. Ich erhielt alle Augenblicke durch Cheverny davon Nachricht und wenn Bouldüc auf Augenblicke aus dem Zimmer gehen konnte, so kam er zu mir. Dieser Bouldüc war Apotheker des Königs, der seine Kunst vortrefflich verstand, er war nach seinem Vater immer auch der unsrige gewesen und hatte sehr viel Anhänglichkeit für uns. Er verstand wenigstens eben so viel als die besten Aerzte, wie wir durch Erfahrung wissen, und besaß viel Geist, Ehrgefühl, Bescheidenheit und Rechtschaffenheit. Er pflegte uns, Frau von Saint Simon und mir, nichts zu verhehlen, er hatte uns nur zu deutlich zu verstehn gegeben, was er von

der Dauphine hielt, und eben so bestimmt sprach er auch gleich den andern Tag von dem Dauphin. Ich hoffte also nichts mehr; aber es findet sich dennoch, daß man gegen alle Hoffnung noch bis zu Ende hofft.

Den Mittwoch vermehrten sich die Schmerzen wie von einem im Innern zehrenden Feuer, das noch heftiger war. Am Abend sehr spät schickte der Dauphin zum Könige und ließ um die Erlaubniß bitten, den andern Morgen ganz früh in der Messe, welche in seinem Zimmer gelesen werden sollte, zu communiciren, doch ohne Ceremonie und ohne Zeugen. Am Abend desselben Mittwochs gieng ich noch ziemlich spät zum Herzog und zur Herzogin von Chevreuse, welche im ersten Pavillon logirten; (wir logirten im zweyten, beyde nach dem Dorfe Marly zu). Ich war in der größten Trostlosigkeit. Kaum sah ich den König einmal des Tages, ich gieng des Tages mehrmals auf Nachrichten aus und einzig und allein zu Hrn und Fr. von Chevreuse; denn ich konnte niemanden sehn, der nicht eben so wie ich gerührt war und mit dem ich nicht ganz frey umgehen konnte. Frau von Chevreuse hatte eben so wenig als ich noch Hoffnung; Hr von Chevreuse aber immer voll Hoffnung und der besten Erwartung, suchte uns durch physicalisches und medicinisches Raisonnement zu beweisen, daß mehr zu hoffen als zu fürchten sey, und dieß mit einer Ruhe, die mich empörte und gegen den Anstand heftig gegen ihn werden ließ.

Nach Beruhigung der Frau von Chevreuse und der wenigen, die bey ihnen waren, gieng ich zu Hause, um eine schreckliche Nacht zu durchwachen.

Donnerstag den 18. Februar erfuhr ich morgens sehr früh, daß der Dauphin mit Ungeduld die Mitternacht

nacht erwartet und bald nachher mit großer Andacht und Gottergebenheit die Messe gehört habe; nachher sey ihm der Kopf eingenommen worden: und hierauf sagte mir Frau von Saint Simon, daß er die letzte Oelung erhalten habe, und endlich, daß er des Morgens halb 9 Uhr gestorben sey. Diese Denkwürdigkeiten haben nicht den Zweck, von meinen Empfindungen Rechenschaft zu geben. Wer sie liest, wird sie nur zu gut fühlen. Wenn sie je lange nach meinem Tode ans Licht treten, so wird man sehen, in welchem Zustande wir uns, ich und Frau von Saint Simon, befanden. In den ersten Tagen ließen wir uns kaum Augenblicke sehen; mein Schmerz war so groß, daß ich alles verlassen und mich vom Hofe und von der Welt zurückziehen wollte und es war nur das mühsame Werk der Klugheit und Ueberlegung meiner Frau und ihrer Gewalt über mich, daß ich es unterließ.

Dieser Prinz, nothwendiger und zuletzt nächster Erbe der Krone, war von Natur ein furchtbarer Mensch und seine erste Jugend machte uns zittern. Er war hart und colerisch bis zu der äußersten Heftigkeit selbst gegen leblose Dinge; seine Heftigkeit gränzte an Wuth; er war unfähig den geringsten Widerstand zu dulden, ohne in eine Wuth zu gerathen, welche seinen Körper zu zertrümmern schien, selbst wenn ihm die Glocke ungelegen schlug; er besaß den entsetzlichsten Eigensinn und war leidenschaftlich für jede Art sinnlichen Vergnügens und für die Weiber, und, was selten ist, konnte zu gleicher Zeit eine ganz andre gleich starke Neigung haben. Nicht weniger liebte er den Wein, die Tafel, die Jagd mit Wuth, die Musik mit einer Art von Entzücken und auch das Spiel, wo ers nicht ertragen konnte, wenn er verlor, und wo man in der größten Gefahr mit ihm war. Endlich allen Leidenschaften ergeben und von

allen Vergnügungen gefesselt, oft wild, von Natur zur Grausamkeit geneigt, barbarisch in seinem Scherz und Lächerlichkeiten mit erdrückender Richtigkeit auffassend, hatte er einen Stolz, der übermenschlich war; er betrachtete die Menschen wie Maschinen, mit denen er nicht die geringste Aehnlichkeit hatte, und kaum erschienen ihm seine Brüder als Mittelwesen zwischen ihm und dem Menschengeschlecht, ob man gleich immer dahin gearbeitet hatte, alle drey in vollkommner Gleichheit zu erziehen. Geist und Scharfsinn glänzten überall, selbst in seinen tollen Augenblicken, in ihm; seine Antworten erregten Bewunderung und waren immer treffend und tief gegriffen, selbst wenn er in seiner Heftigkeit war. Die abstractesten Kenntnisse waren für ihn ein Spiel; die Ausdehnung und Lebhaftigkeit seines Geistes waren so groß, daß sie ihn hinderten, sich auf eine Sache ganz allein zu richten, und ihn dazu ganz unfähig machten. Die Nothwendigkeit ihn beym Zeichnen krumm sitzen zu lassen, wozu er viel Geschmack und Geschick hatte, hat vielleicht seinem Wuchse ein wenig Schaden gethan. Er war mehr klein als groß: sein Gesicht war lang und braun, das Obertheil vollkommen gebildet, die schönsten Augen, die man sich denken mag; sein Blick lebhaft, treffend, groß, gewöhnlich sanft, durchdringend, seine Physionomie angenehm, einnehmend, fein, geistvoll, selbst Geist einflößend; das Untertheil des Gesichts ziemlich spitzig, die Nase lang, erhaben, nicht schön, nicht gut zum Ganzen passend. Er hatte kastanienbraune Haare, die sehr lockig und dick waren, und sehr aufbrausten. Lippen und Mund sehr angenehm, so lange er nicht sprach; seine Zähne waren nicht häßlich, aber die obere Reihe trat zu weit hervor und überdeckte fast die untere, was beym Sprechen und Lachen einen unangenehmen Anblick machte. Er hatte die schönsten Schenkel und die

schön-

schönsten Füße, die ich nach dem Könige an irgend einem Manne gesehn habe; indessen waren seine Beine so wie seine Schenkel nach Verhältniß des Körpers zu lang. Man bemerkte sehr früh, daß er auswuchs. Man brauchte sogleich und lange Zeit den Kragen und das eiserne Kreuz, die er, so lange er in seinem Appartement war, selbst vor den Leuten tragen mußte, und vergaß keine der Uebungen und Spiele, welche dazu dienen konnten, das Auswachsen zu verhindern. Die Natur behielt aber die Oberhand: er wuchs aus, aber so ganz besonders auf der einen Schulter, daß er davon hinkend wurde; nicht als wenn seine Schenkel und Beine nicht vollkommen gleich gewesen wären, sondern weil in dem Maaße, wie seine Schulter auswuchs, von den Hüften bis zu den beyden Füßen nicht mehr die nämliche Distanz blieb und weil er daher, statt eine senkrechte Stellung zu haben, sich auf eine Seite neigte. Es schadete ihm aber gar nicht an der Leichtigkeit seines Ganges, er gieng darum nicht weniger lange, schnell und gern, er liebte die Promenade und ritt sehr gern, ob er gleich nicht gut ritt; was aber erstaunlich ist, ist, daß er mit seinem durchdringenden Blicke, mit so viel Geist, mit der angebildeten so außerordentlichen Tugend und mit seiner so gründlichen Frömmigkeit, sich nie in der Figur, die ihm sein Wuchs gab, erblickte und sich gar nicht daran gewöhnen konnte.

Dieß war eine Schwachheit, welche vor Unachtsamkeit und Indiscretion sehr auf seiner Hut zu seyn nöthig machte und denjenigen von seinen Leuten, welche diesen Fehler der Natur soviel als möglich durch Anzug und Frisur verstecken und sich hüten mußten ihm merken zu lassen, daß sie das, was doch in die Augen sprang, bemerkten, manche Noth machte. Es zeigt dieß, daß es keinem Menschen hienieden gegeben ist, ganz vollkommen

kommen zu seyn. So viel außerordentliche Talente, verbunden mit einer solchen Lebhaftigkeit und Empfindsamkeit, und mit soviel brennenden Leidenschaften, machten das Geschäft der Erziehung nicht leicht. Der Herzog von Beauvilliers, welcher ganz die Schwierigkeit und Wichtigkeit derselben fühlte, übertraf sich dabey selbst durch seine Aufmerksamkeit, seine Geduld und die Mannigfaltigkeit der Mittel. Wenig von den Untergouverneurs unterstützt, half er sich mit allem, was in seiner Macht stand. Fenelon, Fleury sein Lehrer, der eine so schöne Geschichte der Kirche geliefert hat; einige ihm zugegebene Edelleute, Moreau erster Kammerdiener, weit über seinen Stand erhaben, ohne sich dessen zu überheben, einige Bediente von seltener Art, von Nichtangestellten aber, der Herzog von Chevreuse — diese alle waren in Thätigkeit und arbeiteten in einem Geiste unter der Direction des Gouverneurs, dessen Erziehungskunst, historisch entwickelt, ein gleich interessantes und lehrreiches Werk seyn würde. Aber Gott, in dessen Hand das menschliche Herz steht und der seinen göttlichen Geist wohin er will ausgießt, machte aus diesem Prinzen ein Werk seiner Rechte. Zwischen dem achtzehnten und zwanzigsten Jahre war sein Werk vollendet; und so gieng aus einem Gewirre von Lastern ein Prinz hervor sanft, human, leutselig, mäßig, geduldig, bescheiden, bußfertig, oft mehr als sein Stand zulassen konnte; demüthig und streng gegen sich, ganz auf seine Pflichten gerichtet, deren Unendlichkeit er einsah, dachte er nur darauf die Pflichten des Sohnes und des Unterthanen mit denen, zu denen er sich bestimmt sah, zu vereinigen. Die Kürze der Tage war seine stete Klage. Er fand alle Stärkung und Trost im Gebet und suchte sich durch fromme Lectüre zu bewahren. Seine Neigung zu den abstracten Wissenschaften, die Leichtigkeit, mit der er sie faßte, raubte ihm anfangs

manche

manche Zeit, die er aber bald dem Unterricht in den Dingen seines Standes und dem Wohlstande seines Ranges schuldig zu seyn glaubte. Bestimmt zu herrschen und einstweilen einen Hof zu halten, machte ihn das erste Streben nach Frömmigkeit und das Gefühl seiner Schwäche für das Vergnügen, weltscheu. Die Wachsamkeit über sich selbst, in der er sich nichts hingehn ließ und sich nichts hingehen lassen zu dürfen glaubte, hielt ihn in seinem Cabinet eingeschlossen als in einem allen weltlichen Dingen unzugänglichen Heiligthume. Wie sonderbar ist die Welt! sie hätte ihn in seinem ersten Zustande verabscheut und jetzt gerieth sie in Versuchung ihn in dem zweyten zu verachten. Der Prinz fühlte es und ertrug es. Er heftete mit Freuden diese Art von Schimpf an das Kreuz seines Erlösers, um sich selbst in das bittre Andenken an seinen vergangenen Stolz zu versenken. Was ihm aber das peinlichste war, er fand dieß in den stärksten Zügen in seiner eignen innersten Familie. Der König mit seiner erheuchelten Devotion und Regelmäßigkeit sah bald mit geheimem Verdruß einen Prinzen von solchem Alter durch sein Leben, ohne es zu wollen, das seinige tadeln; er sah, wie er sich einst ein neues Schreibepult versagte, um die dazu bestimmte Summe den Armen zu geben, und bescheiden für die neue Vergoldung dankte, womit man sein kleines Appartement verjüngen wollte. Man sieht *), wie sehr den König seine zu hartnäckige Weigerung, sich zu einem Ball in Marly am heil. drey Königs Tage einzufinden, verdroß. In der That war dieß der Fehler eines Novizen; er war seinem Großvater dem Könige so viel Respect, oder wenn wir das Wort zergliedern wollen, so viel Nachsicht und Ergebung schuldig, daß er ihn nicht durch einen so auffallenden Contrast reizen durfte; im Grunde und an sich aber war

*) Man sehe das VI Capitel.

es eine große Handlung, die ihn allen Folgen des dem Könige gemachten Verdrusses und dem Gerede eines Hofes aussetzte, dessen Idol der König war, und der eine solche Sonderbarkeit lächerlich machte.

Monseigneur war ihm nicht weniger ein Stein des Anstoßes. Ganz in die Materie versunken und Sklav der Favoriten, die den jungen Prinzen schon fürchteten, bemerkte er an ihm nur die rauhe Schale und fand sich von seiner Sittenrichtermiene abgestoßen. Die Herzogin von Burgund, wegen des angenommenen strengen Ernstes ihres Gemahls besorgt, versuchte alles, um seine Sitten zu schmeidigen. Ihre Reize, welche sein Herz gefesselt hatten, die Coqueterie und Ausgelassenheit der jungen Damen ihrer Suite, unter hundert verschiedenen Formen verlarvt; der Reiz der Vergnügungen und Lustparthieen, für den er nichts weniger als unempfindlich war: alles wurde in Bewegung gesetzt. Jeden Tag erfolgten im Innern der Cabineter Vermahnungen von Seiten der Devoten her und harte Ausfälle von Seiten des Königs, die stärksten Aeusserungen der Abneigung Monseigneurs, die boshaften Auszeichnungen seines Hofes und seine zu unverstellte Vorliebe für den Herzog von Berry, den der Dauphin daselbst, als lustiger Fremder behandelt, mit lautem Beyfall geliebt und hervorgezogen sehen mußte: um solche Proben und zwar täglich zu bestehen, ohne zu wanken, muß man viel Stärke der Seele haben. Man muß von der unsichtbaren Hand unterstützt seyn, wenn jede Stütze von Aussen weicht, wenn ein Prinz von solchem Range, vor dem alles die Kniee beugt, sich dem Hasse der Seinigen, ja selbst der Verachtung eines Hofes ausgesetzt sieht, der keine Zurückhaltung mehr hatte und mit geheimem Schrecken daran dachte, einst unter seinem Scepter stehen zu müssen. Indessen brachte ihn die Furcht, dem

Könige

Könige zu mißfallen, Monseigneur sich verhaßt zu machen und andern eine Abneigung gegen die Tugend zu geben, wieder immer mehr zurück und die harte rauhe Schale sänftigte sich ein wenig. Er verstand endlich, was es sey, Gott um Gottes willen aufzugeben und daß die treue Ausübung der Pflichten, welche der von Gott gegebene Zustand mit sich bringt, die reellste und ihm angenehmste Frömmigkeit ist. Er fieng also an, sich fast ganz allein auf die Kenntniß der Dinge zu legen, welche zur Regierung vorbereiteten; er gab sich mehr der Welt, und er that es auf eine so willige, so natürliche Art, daß man bald den Grund fühlte, warum er vorher sich der Welt versagte und wie ungern er sich auch nur ihr lieh; und die Welt, die sich gern geliebt sieht, fieng an, vernünftig zu werden. Er hatte zum Beyfall der Truppen in seinem ersten Feldzuge in Flandern mit dem Marschall von Boufflers sehr viel Glück. Er gefiel nicht weniger in dem zweyten, wo er Breysach mit dem Marschall von Tallart einnahm; er zeigte überall ein sehr freyes Betragen, weit über das erhaben, was Marsin wollte, der ihm zum Mentor mitgegeben worden war. Um ihn an Hof zurück zu bekommen, mußte man den Plan von Landoin vor ihm verhehlen, das erst nachher an Tag kam. Die traurigen Constellationen der folgenden Jahre erlaubten nicht ihn wieder an die Spitze der Armee zu stellen. Endlich hielt man doch seine Gegenwart daselbst für nothwendig, um die Armee wieder zu beleben und die verlorne Disciplin wieder herzustellen. Dieß war im J. 1708: das Horoscop, das mich meine Kenntniß von den herrschenden Eigennützigkeiten und Intriguen damals gegen den Herzog von Beauvilliers in den Gärten von Marly stellen ließ, noch ehe die Declaration öffentlich wurde, traf auf eine unglaubliche Weise ein.

Wir haben gesehen, mit welcher raschen Stufenfolge von Lügen, Hinterlist, unmäßiger Frechheit, und mit welcher unerhörten Unverschämtheit den König, den Staat und die Wahrheit zu verrathen, eine höllische Cabale, auf das beste organisirt, diesen Prinzen in dem Reiche, dessen Krone er einst tragen sollte, und in seinem väterlichen Hause vernichtete, so daß es gefährlich und verhaßt war, nur ein Wort zu Gunsten desselben zu sagen. Jene abscheuliche Geschichte ist zu seiner Zeit so gut entwickelt worden, daß ich hier nur daran erinnern will. Eine so unerwartete grausame Probe war sehr hart für einen Prinzen zu bestehen, der alles gegen sich vereinigt sah und der nichts für sich hatte als die Wahrheit, die durch alle Zauberkünste der Magier des Pharao erstickt war. Er fühlte sie in ihrer ganzen Last und Ausdehnung und in jedem ihrer Puncte: aber er bestand auch sie mit Geduld, Festigkeit und besonders mit aller Gottseligkeit eines Auserwählten, der in allem nur Gott sieht, der sich unter seine Hand demüthigt, der das von der göttlichen Hand ihm zugeschickte Ungemach als Uebung im Guten betrachtet, und ihm für alles dankt; der die Großmuth so weit treibt, nichts thun und sagen zu wollen, als was er sich und was er dem Staate und der Wahrheit schuldig ist, und der so sehr gegen die Menschlichkeit auf seiner Hut ist, daß er weit disseits der gerechtesten heiligsten Schranken stehen bleibt. Soviel Tugenden fanden doch endlich ihren Lohn in dieser Welt und einen um so reinern, da sich der Prinz, weit entfernt etwas dafür zu thun, sich noch immer sehr zurückhielt. Ich habe alles diese herrliche Revolution betreffende genugsam entwickelt, und ich begnüge mich auf sie bloß hinzuweisen, wie Minister und Hof zu den Füßen dieses Prinzen lag, der im Besitz des Herzens des Königs, der Inhaber seiner Autorität in den Geschäften und Gnadenertheilungen und sein Stellvertreter

verkreter in der Sorge für das Detail des Gouvernements war.

Damals legte er sich mit verdoppeltem Eifer auf das Studium des Regierungsgeschäftes und alles dessen, was ihm die Führung desselben erleichtern konnte. Er verbannte alle Lieblingsstudien und theilte die Einsamkeit seines Cabinets zwischen das Beten, das er verkürzte, und in das Studieren, das er vervielfältigte, und seine äussere Existenz in die sorgfältige Cultivirung des Königs und der Frau von Maintenon, in die Achtsamkeit und Liebe für seine Gemahlin und in die Aufmerksamkeit auf seine Hofhaltung und das Bestreben, durch Herablassung sich Liebe zu erwerben. Jemehr ihn der König erhob, desto mehr legte ers darauf an, sich demüthig zu erhalten: jemehr ihm der König Achtung und Zutrauen bezeigte, desto mehr wußte er ihm mit Klugheit, Verstand, Kenntniß, besonders aber mit einer Mäßigung, die von jedem Wunsch und jeder Selbstgefälligkeit, und von der geringsten Anmaßung entfernt war, entgegenzukommen. Seine und anderer Geheimnisse, waren bey ihm immer undurchdringlich. Sein Vertrauen gegen seinen Beichtvater erstreckte sich nicht bis auf die Geschäfte; man weiß nicht, ob das, welches er zu dem Bischof von Cambrai gefaßt hatte, sich weiter erstreckt habe; man kann es nur nach dem beurtheilen, das er zum Hrn v. Chevreuse hatte und noch mehr zum Hrn von Beauvilliers als zu irgend jemand anderm: man kann sagen, diese beyden Schwäger waren ein Herz und eine Seele und Fenelon war das Leben und bewegende Prinzip derselben. Ihre Ergebung gegen ihn war ohne Grenzen, ihr geheimer Zusammenhang ununterbrochen. Er wurde ohne Unterlaß über Großes und Geringes um Rath gefragt, es mochten öffentliche, politische oder häusliche Angelegenheiten seyn; ihr Vertrau-

trauen war ganz in seiner Hand. Der Prinz wußte dieß sehr gut und ich bin immer der Ueberzeugung gewesen, wie wohl ich gar keinen Grund als meine Vermuthung gehabt habe, daß er sich sogar durch sie Raths erhohlte und daß sie es waren, durch die jene bekannte so hohe Freundschaft, Achtung und Zutrauen gegen sie erhalten wurde. Er konnte darauf rechnen und sicherlich wußte er es auch selbst, daß wenn er einen von ihnen sprach und hörte, er alle drey sprach und hörte. Sein Vertrauen zu den beyden Schwägern hatte demungeachtet seine verschiedenen Grade; hatte er zu einem gänzliche Ergebenheit, so war es für den Herzog von Beauvilliers. Demungeachtet gab es Dinge, wo dieser ihm seine Meynung nicht entlockte; zum Beyspiel in vielen Angelegenheiten mit dem römischen Hofe, in den Händeln des Kardinals von Noailles und in manchen Angelegenheiten des Geschmacks und der Neigung. Dieß habe ich mit meinen eignen Augen gesehn und mit meinen Ohren gehört. Ich stand mit ihm nur durch Beauvilliers in Verhältniß und ich glaube mich nicht zu erniedrigen, wenn ich sage, daß ich mit diesem in jedem Sinne und in jeder Rücksicht in keinem Vergleiche stand. Demungeachtet hat er mit mir oft Verabredungen getroffen, um durch mich bey dem Prinzen etwas zu machen, zu ergründen, ihm etwas beyzubringen, ihm etwas zu nähern, oder etwas von ihm zu entfernen und hat nach meiner Meynung seine Maaßregeln genommen; und mehr als einmal, wenn ich ihm mein Gespräch mit dem Prinzen referirte, hat er mir mit Erstaunen Dinge wiederhohlen lassen, über die sich der Prinz, wie er gestand, nie so weit gegen ihn herausgelassen, und andre, von denen er ihm nie etwas gesagt hatte. Es ist wahr, dieser Fall war selten, aber er ist doch vorgekommen und mehr als einmal. Ich will damit gerade

rade nicht sagen, daß der Prinz zu mir mehr Zutrauen gehabt habe: ich würde mich deswegen um seinet und meinetwillen schämen und wenn er dieses Fehlers fähig gewesen wäre, mich in Acht nehmen ihn zu bemerken; ich verbreite mich nur über diese besondern Umstände, welche niemand als ich hat bemerken können, um zu beweisen, daß das ungetheilte Zutrauen dieses Prinzen, das auf alles gegründet war, was nur Zutrauen geben und erhalten kann, nie bis zur gänzlichen Ergebung und Aufopferung gieng, woraus nur zu oft für Könige, Königinnen, Völker und Staaten das größte Unheil entstanden ist. Das Urtheil dieses Prinzen war also keineswegs gefesselt, sondern gleich der Biene wählte er aus den schönsten besten Blumen das beste Honig. Er befleissigte sich die Menschen kennen zu lernen, und von ihnen den Unterricht und die Einsicht zu erhalten, die er von ihnen hoffen konnte. Er besprach sich bisweilen mit einigen über besondere Angelegenheiten, aber selten und nur im Vorbeygehn; noch seltner im geheim, um nöthige Aufklärungen über manche Dinge zu erhalten, was aber nicht wiederholt, noch weniger zur Gewohnheit wurde. Ich weiß nicht, und das wäre mir doch nicht entgangen, daß er gewöhnlich mit irgend jemand, ausser mit den Ministern (und der Herzog von Chevreuse war einer) und mit einigen Prälaten, gearbeitet hätte. Ausser diesen war ich der einzige, der geheime, freye und häufige Audienzen bey ihm genoß. Da eröffnete er sein Herz über Zukunft und Gegenwart mit Vertraulichkeit und dabey mit Verstand, Zurückhaltung und Discretion; er sprach frey über Plane, die er für nöthig hielt, und ließ sich in allgemeinen Dingen ganz gehen; aber zurückhaltend war in Privatsachen und noch mehr über Privatleute; wenn er mir aber, selbst über so etwas, Notizen, die ihm nützlich seyn konnten, entlocken wollte, so suchte ich geschickt

schickt zu entschlüpfen, was mir auch bey dem Zutrauen gelang, das er immer mehr zu mir gefaßt hatte und das ich ganz dem Herzog von Beauvilliers, und in zweyter Ordnung dem Herzog von Chevreuse zu danken hatte, dem ich nicht wie seinem Schwager, Rechenschaft zu geben pflegte, dem ich mich aber doch sehr oft zu eröffnen nicht unterließ. Ein Buch würde nicht die Beschreibung aller der verschiedenen Tete a tetes zwischen diesem Prinzen und mir fassen können. Welch eine Liebe des Guten! welche Entsagung seiner selbst! welche Untersuchung, wie reich, wie bestimmt! und, darf ich es sagen, welch ein Abglanz der Gottheit in dieser reinen einfachen starken Seele, die soweit es dem Irdischen verstattet ist, das Bild derselben darstellte! Wie glänzten die Eindrücke einer gleich fleißigen und sorgfältigen, gelehrten, weisen und christlichen Erziehung und die Betrachtungen eines erleuchteten Lehrlings, der zur Herrschaft geboren war! Da verschwanden die Zweifel, die ihn im öffentlichen Leben beherrschten; er suchte zu wissen, mit wem er zu thun haben würde; er that den ersten Schrit, um ein Tete a tete mit Offenheit und Freyheit zu genießen. Aber welche List besaß er, und wie groß war seine Neugierde und sein Durst nach Wissen! Von einem zum andern brachte er seine Leute auf so viel Dinge, Menschen und Begebenheiten betreffend, daß, wer nichts ihn zu befriedigen bey der Hand hatte, sehr unzufrieden mit sich selbst weggehn und ihn sehr unbefriedigt lassen mußte. Vorbereitung war eben so unmöglich. In diesen Impromtüs suchte der Prinz eben Wahrheiten zu erfahren, die so nirgends her, mit etwas Fremdem vermischt werden konnten, und suchte durch solche mannigfaltige Ausforschungen seine getroffene Wahl, wieviel er sich in irgend etwas darauf verlassen könnte, zu prüfen. Auf diese Art wurden seine Leute, die gewöhn-

wöhnlich auf eine halbe oder Viertelstunde, mit ihm über eine gewisse Sache zu sprechen gerechnet hatten, zwey Stunden und sehr oft noch länger bey ihm aufgehalten; und der Prinz brachte sie immer auf die Sache, von der er eigentlich sprechen wollte, zurück, aber durch eine Menge von Zwischensätzen, die er geschickt einzuleiten und zu wenden wußte und von denen oft manche sein Hauptaugenmerk waren. Da konnten ihn keine Wortmacherey, kein Kompliment, keine Lobsprüche, kein Flickwort, keine Vorrede, keine Erzählung von dem Gange des Gespräches abbringen: alles gieng auf die Absicht, den Zweck los. Nichts war ohne Grund, ohne Ursache und nichts sagte er um des bloßen Scherzes oder der Unterhaltung willen. Da mußte oft der allgemeinen Menschenliebe die besondre nachstehen; da wurde, was auf eines jeden Rechnung stand, genau untersucht; da wurden Plane, Einrichtungen, Veränderungen und Wahlen gefaßt, zur Reife gebracht und oft ganz ohne es zu wissen entdeckt. Dieß geschah gegen den Herzog von Beauvilliers; bisweilen gegen ihn und den Herzog von Chevreuse zugleich, welche gleichwohl sehr selten beyde zusammen bey ihm waren. Oft gab es aber Dinge für beyde zugleich, oder für einen oder den andern, wiewohl selten für den Herzog von Beauvilliers; durchaus und in allem aber wurde ein unverletzliches Stillschweigen beobachtet.

Mitten unter diesen vielen und großen Gaben, ließ dieser furchtbare Prinz doch einige Schwächen blicken, und oft sogar Mangel an Verstand, was man bey soviel Großem und Reellem kaum verstehen konnte; indem man sich nicht erinnern mochte, daß er einst voll Fehler und Laster gewesen sey, und nicht über die ungeheure Umänderung und über die gehabte Mühe de-

rer

rer reflectiren mochte, die aus ihm einen Prinzen gebildet hatten, der der Vollkommenheit so nahe war, daß man erstaunte, daß er nicht den Gipfel derselben erreicht habe. Ich habe übrigens schon einige seiner leichten Fehler berührt, die, ungeachtet seines Alters, noch Ueberbleibsel seiner Kindheit waren und sich Tag für Tag immer mehr verlohren, so daß man mit Grund ihr gänzliches Verschwinden prophezeyhen konnte. Ein wichtigerer Fehler, den aber Reflexion und Erfahrung sicher geheilt haben würde, war, daß er gegen manche wiewohl wenige Personen eine Freundschaft, ja sogar enge Vertraulichkeit hatte, mit welcher keine Achtung in dem Grade gepaart war. Seine Gewissenszweifel, der Zwang, die Manieren seiner Devotion, verloren sich mit jedem Tage mehr, und jeden Tag gelang ihm ein neuer Schritt; besonders war er von dem Fehler geheilt, in der Wahl der Leute mehr auf Frömmigkeit, als jedes andere Talent zu sehn; das heißt einen Minister, Ambassadeur, General mehr um seiner Frömmigkeit als um irgend eines Talentes willen zu wählen. Er hatte in Hinsicht seiner so großen Schätzung der Frömmigkeit die Ueberzeugung gewonnen, daß es viele brave Leute gebe, die ohne Frömmigkeit zu vielen Dingen brauchbar wären und die man einstweilen brauchen müsse; denn er kannte die Gefahr, Heuchler zu machen. Da er ein sehr lebhaftes Gefühl hatte, so ließ er andern diesen Charakter hingehen und liebte und schätzte sie darum nicht minder. Nie war ein Mensch so Ordnung liebend, keiner, der sie so gut kannte, so voll des Wunsches, sie überall herzustellen, Verwirrung zu vermeiden und jeden Menschen und jede Sache an ihre Stelle zu setzen; keiner, der so gut wußte, wie diese Ordnung, durch Maximen, Gerechtigkeit und Vernunft zu reguliren sey, aufmerksam, noch ehe er Herr war, dem Alter,

dem

dem Verdienste, der Geburt und dem Range, die zu diesem Zwecke dienliche Auszeichnung zu geben und bey jeder Gelegenheit zu erweisen. Seine Projekte übrigens, würden diese Denkwürdigkeiten zu sehr ausdehnen; die Entwickelung derselben würde ein besonderes Werk ausfüllen, das aber seinen Verlust erst recht fühlbar machen würde. Indeß will ich doch, ohne mich auf tausend Details über das Wie, über die Personen einzulassen, einiges davon im Groben anführen.

3.

Die Vernichtung des Adels war ihm verhaßt und die Gleichstellung aller Adelchen unter einander unerträglich. Diese gänzliche Neuerung, die nur den Unterschied der Würden ließ und die den Noble mit den Gentilshommes und diese mit den Seigneurs in eine Klasse setzte, schien ihm äusserst ungerecht zu seyn. Diesen Mangel einer Gradation hielt er für die nächste Ursache zu dem Untergange eines ganz militärischen Staates. Er erinnerte sich, daß dieser Staat in den größten Gefahren unter Philipp von Valois, unter Karl V, unter Karl VII, unter Ludwig XII, unter Franz I, unter seinen Enkeln, unter Heinrich IV niemandem als eben dem Adel seine Rettung verdankt habe, der sich in den Grenzen dieses gegenseitigen Unterschieds gehalten und die Bereitwilligkeit und die Mittel gehabt habe, dem Staate zu Hülfe die Waffen zu tragen und zwar Schaaren- und Provinzenweise, ohne Verwirrung und Unordnung, weil keiner aus seinem Platze herausgetreten und dem über ihm stehenden zu gehorchen sich geweigert habe. Diesen Beystand sahe er durch die entgegengesetzten Einrichtungen vernichtet, vermöge welcher jeder Noble mit jedem andern gleichen Rang behaupten kann, und wodurch alle Organisation in der Nation aufgehoben ist, und

kein Commando und keine Subordination mehr statt hat.

Was die Mittel dieser Neuerung betrifft, so schmerzte ihn der Ruin des Adels im Innersten seiner Seele, wie fortgesetzt alles angewandt wurde, um ihn herabzubringen, und wie das Elend und die häufigen durch den Mangel nöthig gemachten Mißheirathen den Adel des Geschlechts verfälschten. Er sah mit Unwillen, wie der französische so berühmte glänzende Adel fast in eine Klasse mit dem Volke herabsank, von dem er sich nur dadurch unterschied, daß das Volk zu jeder Arbeit, jedem Geschäft, selbst zu den Waffen freye Wahl hat; da hingegen der Adel, zu einer besondern Art von Volk herabgesunken, keine Wahl hat, als einen tödtenden verderblichen Müssiggang, der ihn zu allem unnütz und lästig und verächtlich macht, oder genöthig ist, das Kriegshandwerk zu ergreifen und unter schimpflichen Behandlungen von Commis, Staatssecretärs und den Secretärs der Intendanten sich todtschlagen zu lassen Der größte Theil dieses Adels vermag dennoch durch seine Geburt und durch die Würden, welche ihn, ohne aus seinem Stande herauszutreten, über seine Geburt erheben, nicht so viel, daß er entweder jenem traurigen Loose, unnütz zu seyn, entgehe, oder den Verdruß, von den Herrn von der Feder auch im Kriege abzuhangen, vermeide. Besonders reizte seinen Unwillen der Schimpf, der den Waffen, durch welche doch diese Monarchie allein gegründet und erhalten worden, dadurch angethan werde, daß ein alter gedienter Offizier, der vielleicht mit Narben bedeckt, vielleicht sogar mit dem Range eines Generallieutenants, und mit erhaltener Pension, voll Achtung und Ruhms nach Hause kehrt, daselbst mit jedem Bauer seines Kirchsprengels in der That in eine Klasse gesetzt seyn solle, wenn er nicht von Adel ist; wie sich dieß bey mehrern alten Offizieren, die

Ludwigs Ritter und pensionnirt waren, gesehn habe, ohne daß ein Mittel, es zu ändern, vorhanden war; da hingegen die geringsten juristischen und cameralistischen Aemter, selbst wenn sie gekauft sind, ganz andre Auszeichnungen gewähren.

Der Prinz konnte sich nicht daran gewöhnen, daß man nicht sollte zur Verwaltung des Staates theilweise oder im Ganzen gelangen können, ohne maitre des requêtes gewesen zu seyn, und daß den jugendlichen Händen jener Magistratur durch die Gouverneurs die Provinzen in jeder Rücksicht und mit unendlich größerer Gewalt und viel unumschränkterer Autorität übergeben seyen, als die Gouverneurs der Provinzen je gehabt hatten, deren Macht man so sehr eingeschränkt hatte, daß ihnen nichts als der Name und die bloße Besoldung geblieben war. Nicht weniger fand er es anstößig, daß das Gouvernement mancher Provinz, in Abwesenheit des Titular-Gouverneurs und Generallieutenants, welche nothwendig immer statt hatte, mit gleicher Gewalt über die Truppen, mit der Stelle des Chefs des Parlamentes derselben Provinz, bisweilen bleibend, vereinigt war.

Ich will nicht wiederholen, wie er über die Macht und Erhebung der Staatssecretärs, der andern Minister und über die Form ihrer Regierung dachte. Es ist vor nicht gar langer Zeit da gewesen, so wie auch, was er von dem Zehnten und von den Finanzen und Finanziers dachte. Die ungeheure Zahl der zur Erhebung und Empfang der ordentlichen und ausserordentlichen Auflagen Angestellten, und die Art der Erhebung; die enorme Menge von Justizbeamten und Aemtern aller Art, für den Proceß, die Chicanen, die Proceßkosten u. s. w.; die Ungerechtigkeit des Hinziehens der Rechtshändel, die Grausamkeiten, die dabey verübt, die Ruine, die dadurch veranlaßt werden, reiz-

ten so sehr seinen Unwillen, daß er fast ungeduldig war, daß er noch nicht im Stande war, diese Mißbräuche abzuändern.

4.

Die Vergleichung, die er zwischen den Provinzen, mit Landständen und den andern angestellt hatte, hatte ihn auf den Gedanken gebracht, das Königreich in Theile zu theilen, die so weit es möglich wäre in Rücksicht des Reichthums vollkommen gleich wären; jede solche Abtheilung von Landständen administriren zu lassen, ihnen eine einfache Einrichtung zu geben, um alles Geschwätz und Unordnungen zu verbannen, und aus einem eben so einfach zusammengesetzten Ausschusse von allen Landständen der Provinzen bisweilen eine Reichsstandsversammlung zu bilden.

Ich erinnere hier an jenen erhabenen Grundsatz dieses Prinzen, nämlich daß ein König um seiner Unterthanen willen da sey, und nicht die Unterthanen um seinetwillen, welchen Satz er öffentlich, selbst im Salon zu Marly, zu äussern sich nicht scheute. Es war der Grundsatz eines Vaters des Vaterlandes, aber ein Satz, der unter einer andern Regierung als der seinigen, die Gott nicht zugelassen hat, die größte Blasphemie seyn mußte.

Mit Wohlgefallen sah sich dieser Prinz als König im Schooße der in den Reichsständen versammelten Nation; er sah die unendlichen Vortheile, die daraus entstanden, wenn er von Gebrechen des Staates und den Heilmitteln derselben durch Deputirte unterrichtet wurde, die die erstern aus Erfahrung kannten, und wenn er über die letztern mit denen sich berathen konnte, welche dabey zunächst betroffen waren. Aber in diesen Landständen wollte er nur drey Stände anerkennen

kennen und demjenigen Stande ausdrücklich den dritten Platz lassen, der ihn in neuerer Zeit selbst verlassen zu wollen geschienen hat.

Was den Rang, die Würden und Chargen betrifft, so waren die fremden Ranggebenden Verhältnisse oder die angeblich solchen, seinem Geschmack und Maximen nicht entsprechend und den fremden Würden war er nicht günstiger. Sein Plan war auch nicht, die ersten Würden des Königreichs zu vervielfältigen; demungeachtet wollte er den hohen Adel mit Auszeichnungen begünstigen. Er fühlte, daß sie bey den wahren Seigneurs nicht ohne Zwietracht von der Geburt abhängig zu machen seyen; und doch war es ihm unangenehm, daß es außer den ersten und höchsten keine Auszeichnungen und Belohnungen für diese Personen geben sollte. Er dachte daher darauf, nach dem Beyspiel, wiewohl nicht nach dem Vorbilde von England, Würden zu schaffen, die durchaus geringer als die des Herzogs und Pärs waren; die einen erblich und von verschiedenen Stufen mit eigenem Rang und Auszeichnung; die andern lebenslänglich, in ihrer Art der Würde eines duc non verifié oder à brevet gleich. Das Militär hätte nach demselben Plan und aus demselben Grunde ebenfalls dergleichen Würden unter dem Range der Marschälle von Frankreich erhalten; der St Ludwigsorden wäre weniger gemein gewesen und der St Michaelsorden wäre aus der Verachtung, in die er versunken ist, hervorgezogen und wieder zu Ehren gebracht worden, um den h. Geistesorden mehr einzuschränken.

Was die Chargen betrifft, so begriff er nicht, wie der König für seine Minister soviel Gefälligkeit hatte haben können, die ersten, nach den Großen seines Hofes, in die Verachtung sinken zu lassen, die nach und

nach das Loos aller geworden ist. Der Dauphin hätte ein Vergnügen darin gefunden, sich in diesen Chargen von wahren Seigneurs bedient und umgeben zu sehn; er hätte andre geringere Chargen hervorgezogen und einige neue für Personen von weniger Auszeichnung hinzugefügt. Alles dieses zusammen hätte seinen Hof und seinen Staat glänzend gemacht und ihm viel mehr Belohnungen an die Hand gegeben; aber er war kein Freund der forterbenden Chargen und sah mit Mißvergnügen, daß dieselbe Charge, dasselbe Gouvernement, durch Gewohnheit gleichsam erblich geworden, vom Vater zum Sohne übergieng. Sein Plan, nach und nach alle Chargen des Hofes und Militärs frey zu machen und die Verkäuflichkeit auf immer aufzuheben, war den brevets de retenue und den Survivances (Diplomen für Beybehaltung gewisser Aemter oder für Anwartschaften auf den Fall des Todes), welche den jungen Leuten keine Ansprüche, keine Wünsche, kein Streben zuließen, nicht günstig. Was das Militär betrifft, so war er kein Freund jener Ordnung nach der Liste, welche Louvois durch seine besondere Autorität eingeführt hat, um Stand, Verdienst und Nichts gleich zu setzen und alles, was im Dienste steht, zu einer Klasse zu erniedrigen. Er betrachtete diese Erfindung als die Aufhebung jedes Wetteifers, jedes Strebens zu lernen, sich zu bilden und zu handeln, als die Ursache jener unendlichen Promotionen, wodurch eine zahllose Menge Generalofficiere entstehen, wovon man den größten Theil weder anstellen noch belohnen kann, und unter welchen man so wenig Männer von Fähigkeit und Talent findet: was leider auch bey solchen, die man endlich zu Marschällen machen muß, und unter diesen bey commandirenden Generalen der Fall ist; ein Mißbrauch, wovon der Staat, besonders seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, wo diejenigen, welche vor dieser Einrichtung

da

da waren, nicht mehr lebten oder außer Stand waren zu dienen, die verderblichsten Folgen verspürt hat.

5.

Jener erhabene, heilige Grundsatz, daß die Könige um ihres Volkes willen da sind und nicht das Volk wegen seines Königs, hatte sich so tief in seine Seele geprägt, daß ihm dadurch aller Luxus und der Krieg verhaßt geworden war. Dieß machte, daß er sich oft zu frey über die letzt genannte Geissel der Staaten äusserte; Aeusserungen, die in ihrer Wahrheit dem Ohre der Welt zu hart klangen und zu dem ganz ungegründeten Gerede Anlaß gaben, daß er kein Freund des Kriegswesens sey. Seine Gerechtigkeit war mit dem Attribut jener undurchdringlichen Binde geziert, welche allein das Recht sichert: er gab sich die Mühe, die im Conseil der Finanzen oder Depeschen zur Entscheidung dem Könige vorgelegten Rechtshändel zu studieren; und wenn sie wichtig waren, so durcharbeitete er sie mit Sachverständigen, von denen er sich die nöthigen Kenntnisse ertheilen ließ, ohne deswegen ihren Meinungen blind zu gehorchen. Er communizirte wenigstens alle vierzehn Tage mit einer Sammlung und Demuth, welche erstaunend war; und zwar immer im Ordensband, mit dem Kragen und kurzen Mantel. Er sprach seinen Beichtvater, einen Jesuiten, die Woche ein oder zweymal und oft sehr lange. Hierin schränkte er sich in der Folge mehr ein, gieng aber dafür öfter zum h. Abendmahl. Seine Conversation war angenehm, so viel als möglich reell und, aus einer natürlichen Neigung, immer nach denen, mit welchen er sprach, modificirt. Er liebte sehr die Erholung der Promenade; fand er daselbst einen, mit dem er über wissenschaftliche Gegenstände sprechen konnte, so war

es ihm ein Vergnügen, doch mit Mäßigung, indem er sich bloß zu unterhalten und durch ein leichtes Gespräch, wobey er mehr zuhörte, zu unterrichten suchte. Worauf er am liebsten das Gespräch lenkte, war das Kriegswesen, die Festungen, die Marine, der Commerz, fremde Länder und Höfe; bisweilen Privatbegebenheiten, die ins Publikum gekommen waren, Punkte aus der Geschichte und Begebenheiten lange vergangener Kriege. Dergleichen Spaziergänge gaben ihm Gelegenheit, sich in vielem zu unterrichten, gewannen ihm die Herzen und die Bewunderung aller und gaben allen die schönsten Hoffnungen. Er hatte an die Stelle des Schauspiels, das er seit sehr langer Zeit sparsamer besuchte, ein niedriges Spiel, wozu auch die mittelmäßigsten Kassen hinreichten, arrangirt, wodurch er mannigfältigere Gelegenheit erhielt, die Ehre seines Spiels mehrern zu gönnen, und gleichwohl für jedermann zu sehn und zu sprechen war. Er war von jeher ein Freund von dem Vergnügen der Tafel und der Jagd. Dem letztern überließ er sich mit weniger Bedenken, fürchtete sich aber dafür, dem andern zu viel nachzugeben. Wenn er sich bey Tafel sich selbst überließ, so war er ein herrlicher Gesellschafter. Er kannte den König vollkommen; er respectirte ihn, zuletzt liebte er ihn als Sohn und machte ihm voll Aufmerksamkeit und Unterthänigkeit den Hof, wobey er doch fühlen ließ, wer er sey. Auch die Gunst der Frau v. Maintenon suchte er so zu erhalten, wie es ihre Lage verlangte. So lange Monseigneur lebte, erfüllte er gegen ihn auf das gewissenhafteste die schuldige Pflicht. In seinem Betragen gegen Mademoiselle war aber mehr Zwang sichtbar, und eben so sichtbar sein Mißverhältniß mit dem ganzen Innern des Hofes von Meudre. Der Prinz bewunderte es zum wenigsten nicht minder als das ganze Publikum, daß Monseigneur, so materiell er auch war, auf eine so

rühm-

rühmliche Weise sich nie an Fr. v. Maintenon hatte gewöhnen können und sie nur des Wohlstandes halber und so wenig als möglich sah; wiewohl er eben so gut wie der König seine Maintenon hatte, nämlich Mademoiselle la Choin, und ihr eben so gut, wie jener der Frau von Maintenon seine Kinder in die Gewalt gab. Die Prinzen, seine Brüder, liebte er zärtlich und seine Gemahlin mit der größten Leidenschaft. Der Schmerz über den Verlust derselben zerriß sein innerstes Herz. Die Frömmigkeit triumphirte über ihn nach dem gewaltsamsten Kampfe das Opfer wurde gebracht, aber es war blutig; und in dieser schrecklichen Lage des Gemüths doch nichts von Niedrigkeit, Kleinheit, Unwürdigkeit.

6.

Seine Tage wurden schnell verkürzt; aber auch in seiner Krankheit war er noch derselbe. Er glaubte nicht, daß er aufkommen werde, sprach darüber mit den Aerzten und verhehlte nicht, worauf sich seine Furcht gründe; die täglichen Fortschritte seiner Krankheit, die er wohl fühlte, bestätigten ihn immer mehr in dieser Meinung. Welche schreckliche Ueberzeugung von dem Tode seiner Gemahlin und dem seinigen! Aber, großer Gott, welch ein Schauspiel stelltest du in ihm dar! und warum ist es uns nicht verstattet, die geheimen so erhabenen Züge desselben zu entschleyern, die nur du allein verleihen und würdigen magst! Welche Nachahmung Jesu Christi am Kreuze! und nicht allein in Rücksicht des Todes und Leidens, sie erhob sich noch weit höher! Welche Rührung und Ruhe! Welch ein Uebermaaß von Resignation! Welche lebhafte Danksagung für die Befreyung vom Scepter und der von demselben abzulegenden Rechenschaft! Welche Unterwerfung und wie vollkommen! Welche warme Liebe

Gottes! Welch eine klare Einsicht seiner Nichtigkeit und Sündhaftigkeit! Welche herrliche Ueberzeugung von der unendlichen Barmherzigkeit! Welche tiefe fromme Furcht! Welches gemäßigte Vertrauen! Welch ein Seelenfrieden! Welche Andacht der Lectüre und Anhaltsamkeit des Gebets! Welch ein heißes Verlangen nach den letzten Sacramenten! Welche unüberwindliche Duldung! Welche Sanftmuth! Welche bleibende Güte gegen alle, die ihm nahten! Welche reine Frömmigkeit, die ihn zu Gott trieb! — Frankreich sank unter diesem letzten Schlage. Gott zeigte ihm einen Prinzen, den es nicht verdiente. Die Erde war seiner nicht werth, Gott nahm ihn auf in die ewige Seligkeit.

Was seinen persönlichen Character betrifft, so war er, wie man schon weiß, von Geburt ein Mensch, vor dem man zittern mußte. Er war von so heftigem Temperament, daß er aufgebracht genug werden konnte, seine Wanduhren zertrümmern zu wollen, wenn sie die Stunde schlugen, welche ihn wohin rief, wohin er nicht wollte, und daß er sich auf die sonderbarste Art über den Regen entrüsten konnte, der ihn in der Ausführung irgend eines Vorhabens hinderte. Widerstand setzte ihn in Wuth; davon bin ich mehrmals in seiner ersten Jugend Zeuge gewesen. Außerdem trieb ihn eine lebhafte Neigung zu allem, was für Leib und Geist verboten ist. Sein Scherz war um so grausamer, je witziger und beissender er war und weil er das lächerliche sehr treffend auffaßte. Alles dieses wurde durch eine Lebhaftigkeit des Körpers und Geistes erhöht, die an Ungestüm grenzte und die ihm in seiner ersten Zeit nichts zu lernen erlaubte, wenn er nicht zwey Dinge auf einmal that. Alles, was Vergnügen heißt, liebte er mit der heftigsten Leidenschaft und bey

alle

alle dem ein Stolz und ein Hochmuth, der nicht zu beschreiben ist. Uebrigens hatte er ein gefährliches Talent, Menschen und Sachen klar zu würdigen, die Schwäche eines Räsonnements zu entdecken und tüchtiger und mit mehr Tiefe als seine Lehrer zu räsonniren; aber sobald auch die Heftigkeit der Leidenschaft vorüber war, bemächtigte sich seiner wieder die Vernunft und gewann über alles die Herrschaft; er fühlte seine Fehler, gestand sie und oft mit solcher Reue, daß er von neuem in Heftigkeit verfiel. Er hatte einen lebhaften, thätigen, durchdringenden Geist, gegen alle Hindernisse kämpfend, im buchstäblichen Sinne und in jeder Hinsicht erhaben. Wunderbar ist, daß in sehr kurzer Zeit die Frömmigkeit und göttliche Gnade aus ihm einen ganz andern Menschen gebildet und so viel und so entsetzliche Fehler in die ganz entgegengesetzten Tugenden verwandelt hatte. Man nehme daher alle Lobsprüche meiner Rede ganz wörtlich. Da er immer viel Geschmack und Talent für die abstracten Wissenschaften gehabt hatte, so vertraten sie ihm die Stelle der Vergnügungen, die er, wenn sie auch noch so unschuldig waren, wegen der in ihm wohnenden Neigung für dieselben mit Schaudern floh. Dieß verbunden mit der strengen Nächstenliebe in einem Novizen, der anfangs in allem nach Vollkommenheit strebt und keine Grenzen der Dinge kennt, und mit einer Schüchternheit, die ihn überall in Verlegenheit setzte, indem er jeden Augenblick zwischen Gott, den er in allem zu beleidigen glaubte, und der Welt, die ihn mit ewigem Zwang einengte, hin und her schwankend nicht wußte, was er sagen und thun sollte — dieß alles trieb ihn in die tiefste Einsamkeit des Lebens, indem er sich nirgends als in der Einsamkeit frey fühlte und ihm sein Geist und die Wissenschaften, so wie das Gebet, das einen großen Theil seiner Zeit füllte, genug Stoff zur Beschäftigung

tigung gab. Die Gewalt, mit der er so viel und so starke Fehler bekämpft hatte, das Streben nach Vollkommenheit, die Unwissenheit, die Furcht, die wenige Beurtheilung, die eine aufkeimende Frömmigkeit fast immer begleitet, ließen ihn im Ablegen seiner Fehler ins entgegengesetzte Extrem, in eine finstre Strenge fallen, die er in allem übertrieb, die bey ihm zur Unnatur wurde und ihm oft, ohne daß er es bemerkte, die Miene eines Sittenrichters gab, die Monseigneur immer mehr von ihm entfernte, und selbst den König verdrießlich machte.

Aus tausend dergleichen Zügen will ich einen ausheben, der die Frucht eines vortrefflichen Grundsatzes war, der aber den König ganz außer Fassung brachte und den Hof empörte. Die Anekdote trug sich zwey oder drey Jahre vorher zu. Wir waren am heil. drey Königs Tage zu Marly, wo ein Ball war. Der Herzog von Burgund wollte allein nicht erscheinen und ließ so lange auf sich warten, daß der König, der es übel aufnahm, Zeit hatte, mit ihm deswegen zu sprechen, erst im Scherz, dann etwas bitterer, endlich ganz ernsthaft und voll Unwillen, sich von seinem Enkel, von der Herzogin von Burgund, ihren Damen und sogar vom Herzog von Beauvilliers verdammen zu sehn. Man konnte ihn nicht bewegen; er widerstand mit Hartnäckigkeit und sagte, der König habe zu befehlen und er nehme sich nicht die Freyheit, irgend etwas, was er thue, zu tadeln; aber Epiphanias sey ein dreyfaches Fest, und besonders ein Fest der Christen wegen der Berufung der Heiden und der Taufe Jesu Christi; er glaube diesen so heiligen Tag nicht so entheiligen zu dürfen, daß er die ihm schuldige Andacht um eines Festes willen vernachlässige, das höchstens an einem gemeinen Tage erträglich wäre. Man stellte ihm vor, daß er,

nach-

nachdem er den Morgen und Nachmittag den Pflichten der Kirche gewidmet und sich noch überdieß in seinem Cabinet mit dem Gebet beschäftigt habe, den Abend dem Respect und der Gefälligkeit gegen den Vater und König aufopfern könne und müsse: aber alles war vergeblich, und außer der Zeit, wo er mit dem Könige soupirte, hielt er sich den ganzen Abend in seinem Cabinet eingeschlossen. Neben dieser Strenge war ihm von seiner Erziehung eine Präcision und Buchstäblichkeit geblieben, die ihm selbst und allen, die mit ihm zu thun hatten, Zwang anlegte. In der Welt war er immer wie in Verlegenheit, gleichsam als triebe ihn immer etwas hinweg, als wenn er ganz andere Dinge zu thun hätte und als wenn er fühlte, daß er seine Zeit verliere und sie besser benutzen könne. Auf einer andern Seite glich er sehr jungen Zöglingen, die den ganzen Tag vom Zwange ihrer Uebungen gepreßt sich dafür in ihren Erholungsstunden durch allen möglichen Lerm und Kindereyen entschädigen, weil jedes andre Vergnügen in ihrer Schule untersagt ist.

Der junge Prinz war leidenschaftlich in die Herzogin von Burgund verliebt; er überließ sich aber dieser Leidenschaft nur mit strenger Zurückhaltung. Mit den jungen Damen bey den Spielparthien im Privatzirkel belustigte er sich immer mit Mäßigung von seiner Seite, auch wenn sie mit jugendlicher Unbesonnenheit kühner waren.

7.

Meine Hand erstarrt, da ich an die Erzählung der abscheulichen Dinge gehe, die doch nun einmal erzählt werden müssen. Ich würde sie unterdrücken, wenn mich nicht die Wahrheit, welcher der Historiker stets gehorchen muß; wenn mich nicht andere Greuel, welche,

wenn

wenn anders möglich, den Abscheu der erstern erhöht haben; wenn mich nicht das öffentliche Gerücht, das davon in ganz Europa erschollen ist, und wenn mich nicht die wichtigen Folgen, zu welchen sie Anlaß gegeben haben, nöthigten, denselben als einem integrirenden Theile der unter meinen Augen vorgegangenen wichtigern Dinge eine Stelle hier anzuweisen.

Die so schnelle, sonderbare, den Aerzten unbekannte schleunige Krankheit der Dauphine hatte in ihrer kurzen Dauer die Einbildungskraft der Menschen, die durch die kurz vorher an Boudin gelangte und durch die vom Könige von Spanien zugeschickte Nachricht bestätigte Anzeige schon gereizt war, mit dem schwärzesten Verdacht erfüllt. Der Unwille des Königs über die Aenderung ihres Beichtvaters, welchen die Prinzessin, wenn sie lebend geblieben wäre, hart gefühlt haben würde, wich dem Schmerze über ihren Verlust und vielleicht über den Verlust aller seiner Unterhaltungen und Vergnügungen. Sein Schmerz verlangte Aufklärung über die Ursache eines so traurigen Falls, um ihn in Stand zu setzen, andere dergleichen zu verhüten oder von der Unruhe, die ihn ängstigte, befreyt zu werden. Die medicinische Facultät erhielt deswegen aus seinem Munde die präcisesten Befehle. Die Oeffnung der Leiche gewährte keinen Trost: keine natürliche Ursache des Todes; aber wohl zeigte sie andre Ursachen gegen die innern Theile des Kopfes zu, in der Nähe des Ortes, wo sie so viel gelitten hatte. Fagon und Boudin zweifelten nicht an einer geschehenen Vergiftung und sagten es dem Könige, im Beyseyn der Frau von Maintenon, frey heraus.

Bouldüc und die wenigen andern, mit welchen der König sprechen wollte, und welche bey der Section zugegen gewesen waren, bestätigten es durch ihr finste-

res

res Stillschweigen. Mareschall war der einzige, welcher behauptete, daß keine Spuren von Gift da wären, außer so zweydeutige, daß er dergleichen in mehrern Leichen gefunden habe, bey deren Tod man nie den geringsten Verdacht gehabt habe. Dasselbe sagte er zu mir, dem er sonst nichts verhehlte; aber er setzte hinzu, daß er gleichwohl nach dem, was er gesehn habe, weder für Ja noch für Nein schwören möchte; aber es hieße den König ermorden und ihn mit langsamem Gifte dahinopfern, wenn man eine so unglückliche Meinung in ihm nährte, die ihm durch ihre Folgen und durch die Furcht für sein eignes Leben keine Ruhe mehr lassen würde. In der That war dieß die Wirkung von diesem Leichenöffnungsberichte auf lange Zeit. Der König voll Verzweiflung wollte wissen, wo der teuflische Schlag hergekommen seyn könnte, und ließ sich durch das, was ihm Mareschall sagen konnte, nicht beruhigen, wiewohl er heftig mit Fagon und Boudin disputirte, welche aber eben so heftig ihre erste Meinung vertheidigten und auch in der Folge nicht davon abgiengen.

Boudin, voll Schmerz seine Charge und eine Prinzessin voll Güte gegen ihn und mit ihr seine Hoffnungen verloren zu haben, sprengte überall wie ein Rasender aus, daß sie ohne allen Zweifel vergiftet sey; einige andere, welche bey der Section gewesen waren, sagten es ihren Freunden und in weniger als vier und zwanzig Stunden war der Hof und Paris davon voll. Der größte Unwille trat nun zu dem Schmerz über den Verlust einer angebeteten Prinzessin, verbunden mit Schrecken und Neugierde, welche durch die sogleich darauf folgende Krankheit des Dauphins noch vermehrt wurden.

Wir müssen auf einen Augenblick den Verfolg dieser schrecklichen Begebenheiten unterbrechen, um eine Begebenheit einzuschalten, die nachher wichtig wurde. Der Marschall von Villeroy schmachtete zu Paris und oft zu Villeroy in der tiefsten Ungnade, seit seiner letzten Rückkehr aus Flandern. Er erschien nur hin und wieder zu Versailles, wo er nie übernachtete, zu Fontainebleau ein oder höchstens zweymal, wo er auch selten eine Nacht blieb; und für die Reisen nach Marly wurde seiner gar nicht mehr gedacht. Die Kälte, das Stillschweigen des Königs und sein Mißbehagen das er in seiner Nähe blicken ließ, war immer dasselbe, aber an Frau von Maintenon hatte er noch immer eine Freundin.

Ihr Haß gegen Chamillart, der ihnen beyden gemein war, hatte zwischen ihnen die alte Vertraulichkeit wieder angefacht. Das Mitleiden bewog sie, ihn jedesmal in seinem Hause in der Stadt zu besuchen, so oft er nach Versailles oder nach Fontainebleau kam. Sie schreiben sich öfters und die Neigung, der in ihr alles nachstehen mußte, wozu der äußerst mißliche Zustand der Geschäfte kam, bewog sie, ihn sogar um Rath zu fragen und sich Aufsätze von ihm schicken zu lassen. Dieß waren für den großen Haufen Geheimnisse, die aber den Aufmerksamern am Hofe nicht entgiengen. Ich wußte seit langer Zeit darum, und auch dem Könige war es nicht verborgen, indem Fr. v. Maintenon nicht gewagt hatte, ihm eine alte Gewohnheit zu verhehlen, die er sogleich hätte entdecken können. Sie hoffte dadurch Gelegenheit zu erhalten, den Marschall wieder emporzubringen, und in der That zeigte sie dem Könige bisweilen Aufsätze von ihm, die sie von Voisin unterstützen ließ: gleichwohl hatte bis dahin noch nichts verfangen wollen. Die traurige Catastrophe drängte

Frau

Frau v. Maintenon: die ersten Augenblicke der durch den Tod der Dauphine verursachten entsetzlichen Leere, der Schmerz, die Geschäfte machten den König traurig und in sich gekehrt. Er war schwer zu unterhalten, und sie war selbst so afficirt, so niedergeschlagen, daß sie sich durchaus dazu unfähig fühlte. Die Arbeit mit den Ministern auf ihrem Zimmer ließ dennoch genug leere Zwischenzeiten bey den langen Abenden in dieser Jahreszeit und ganze Tage, wenn das Wetter zu schlecht war. Damals gieng der König immer vor drey Uhr zu ihr und gieng erst um zehn Uhr weg zum Souper.

Jemanden in ihren Privatzirkel einzuführen, hätte seine Schwierigkeiten bey dem Könige gehabt und die Wahl wäre nicht leicht gewesen. Auf welchem Punkte sie sich auch mit ihm sehen mochte, alles schien gefährlich. Sie dachte sehr darauf, die Mahlzeiten eines kleinen Zirkels zu Marly und zu Trianne mehr noch als die auf ihrem Zimmer, wegen der Bequemlichkeit der Promenade, zu vermehren; sie nahm sich auch vor, öfters Musik zu haben: aber in diesem ihrem unerläßlichen Dienste, den König zu unterhalten, fand sie sich weder von den ersten Kammerherrn, noch von den übrigen Officieren, welche im Gefolge seyn konnten, aber selten da waren, im geringsten unterstützt.

Der Herzog von Noailles, der als Gardecapitän das Vierteljahr hatte und nicht zu dispensiren war, stand seit seiner Zurückberufung aus Spanien weder mit ihr noch mit dem Könige mehr in diesem Verhältnisse. Der Marschall von Villeroy schien ihr daher der einzige zu seyn, auf den sie ihr Augenmerk richten könnte. Er war mit dem Könige erzogen worden, er war nie vom Hofe weggekommen, als um zur Armee zu gehen; er war ein Gesellschafter von Profession gewesen und wollte es noch seyn; niemand war so ein

Mann der großen Welt, sein ganzes Leben hatte er in der größten Vertraulichkeit mit dem Könige gelebt. Es gab hundert Anecdoten aus ihrer Jugend und übrigem Leben, woran sich der König sehr belustigen konnte; übrigens war der Marschall an lustigen Geschichten reich, er wußte die Stadtanecdoten von allen Zeiten; er wußte welche von den Weibern, von den Grenzen; er war leidenschaftlicher Liebhaber von Musik, er sprach von der Jagd; alle alten Intriguen des Hofes und des Publikums waren ihm gegenwärtig, er war ein wahres Anecdotenmagazin. Fr. v. Maintenon hatte nichts von ihm zu fürchten; und wenn er Credit gewann, so war er ihr immer sicher und sie konnte aus ihm machen, was sie wollte.

Diese Betrachtungen bewogen sie, ihr möglichstes zu thun, um den König wieder mit ihm auszusöhnen. Der König war gegen Harcourt, seit seines Versuches, ins Conseil zu kommen, sehr auf seiner Hut gewesen; er war übrigens ohne Vertraulichkeit, und nicht im Besitz der scherzhaften Plattheit und der alten Geschichten, welche dem Könige gefallen konnten; übrigens war keiner der Officiere zu dem Zwecke zu gebrauchen, den sie wollte. Sie arbeitete daher auf der Stelle an seiner Wiederaufnahme, rühmte die Dienste seiner Jugend und seines ganzen Lebens, die gänzliche Ergebenheit desselben für ihn, seinen Schmerz, ihm mißfallen zu haben, seine anhaltende Reue, seinen Schmerz, in diesen traurigen Augenblicken nicht bey dem Könige seyn zu können, sie stellte ihm das Angenehme vor, mit denen wieder zusammen zu leben, mit denen man immer zusammengelebt habe und auf die man bauen könne, und sie wußte so gut zu sprechen und in ihn zu dringen, daß zum größten Erstaunen aller zu Marly Anwesenden der Marschall von Villeroy auf einmal am

Mor-

Morgen, wo der Dauphin starb, daselbst erschien. Er wurde vom Könige mit aller der Freundschaft und Vertraulichkeit empfangen, welche die Lage seines Gemüths zuließ. Von diesem Augenblick an verließ er den Hof nicht mehr; er wurde vom Könige besser als je behandelt und sogleich darauf zu den Concerten bey Fr. von Maintenon, welche wieder ihren Anfang nahmen, eingeführt, und zwar er allein, kurz als Favorit des Königs und der Frau von Maintenon angesehn. Wir werden von dieser Veränderung die großen wichtigen Folgen sehen.

8.

Die Art der Krankheit des Dauphins, die Meynung, die er selbst davon gehabt hatte, die dem Könige so angelegentlich gegebene Warnung, für seine Gesundheit zu wachen, die Schleunigkeit und Art seines Todes, vollendeten die Betrübniß und die Sorgen und verdoppelten die Befehle des Königs zu Eröffnung der Leiche.

Sie geschah bemerktermaßen im Appartement des Dauphins und erregte Staunen. Seine edlen Theile waren wie ein Brei; sein Herz, das dem Herzog von Aumont übergeben wurde, um es in der Vase aufzubewahren, hatte keine Consistenz mehr; die ganze Masse zerfloß ihnen unter den Händen; das Blut schien aufgelöst und in dem ganzen weiten Appartement verbreitete sich ein unausstehlicher Gestank. Der König und Frau v. Maintenon erwarteten den Bericht von der Section mit Ungeduld, und er wurde ihnen noch denselben Abend, auf den Zimmern der Frau von Maintenon, ohne alle Bemäntelung, gegeben. Fagon, Boudin und einige andere erkannten auf die gewaltsamste Wirkung eines feinen, aber heftigen Giftes, der, wie ein brennendes Feuer, das Innere des Kör-

pers verzehrt habe, den Kopf ausgenommen, der nicht gerade zu angegriffen worden sey, wie es bloß auf eine so sichtbare Weise bey der Dauphine der Fall gewesen sey. Marechal, der die Section gemacht hatte, behauptete hartnäckig gegen Fagon und die andern das Gegentheil; er versicherte, daß keine einzige bestimmte Spur von Gift da sey, er habe Leichen geöffnet gesehn, die fast in dem nämlichen Zustande gewesen seyen, wo man nicht den geringsten Verdacht gehabt habe; das Gift, das jene so wie den Dauphin dahin gerafft habe, sey ein natürliches Gift, die Verdorbenheit der Blutmasse, die durch ein hitziges Fieber entzündet worden, das nur darum so wenig bemerkt worden sey, weil es ganz innerlich gewesen sey; daher sey die in alle Theile übergegangene Verdorbenheit entstanden, die man in keiner andern Ursache als in dieser suchen müsse, welche die Ursache des ganz natürlichen Todes sey, an dem er mehrere Personen habe sterben gesehn, wiewohl nicht in einem solchen Grade, der freylich mehr oder minder groß seyn könne. Fagon und so auch Boudin vertheidigten ihre Meynung mit Heftigkeit und beriefen sich auf die Aehnlichkeit der Todesart der Dauphine und des Dauphins.

9.

Marechal wurde seinerseits auch heftig und behauptete standhaft seine Meynung. Er schloß mit der Betheuerung, die er dem Könige und der Frau von Maintenon in Gegenwart der Aerzte gab, daß er nichts als die Wahrheit rede, wie er sie gesehn habe und davon überzeugt sey; anders sprechen hieße nichts als Muthmaßungen geben, die nur dazu führen könnten, dem Könige ein Leben voll Schmerz, Mißtrauen und des traurigsten, schwärzesten und zugleich unnützesten Verdachtes zuzubereiten, und das wäre soviel, als ihn

in

in der That vergiften. Hierauf hub er an, den König zu ermahnen, daß er um seiner Ruhe und seines Lebens willen diese Vorstellungen, die an sich so schrecklich und nach aller seiner Einsicht und Erfahrung ungegründet wären, und die nur den leereſten, aber verzehrendſten und unheilbarſten Argwohn erzeugen könnten, fahren lassen möchte, und tadelte diejenigen heftig, welche ihn in diesem Verdachte zu bestärken suchten. Er erzählte mir nachher diesen ganzen Hergang und setzte hinzu, ausser daß er glaubte, daß es eine natürliche Todesart seyn könne, (wiewohl er nach dem ausserordentlichen, was er dabey bemerkt habe, daran zweifle), habe er besonders aus Mitleid für den König, der durch die Meynung von der Vergiftung in die traurigſte Gemüthslage versetzt werde, und aus Unwillen über eine Cabale, die er im Innern des Hofes seit der Krankheit und besonders seit dem Tode der Dauphine entstehen sehe, welche den Verdacht auf den Herzog von Orleans zu wälzen suche, — auf dieser Meynung bestanden: wovon er mich als seinen und des Herzogs Freund habe benachrichtigen wollen. Marechall war die Rechtschaffenheit, Wahrheitsliebe und die Tugend selbst, war aber derb und kannte weder die Stärke noch das Maaß des Ausdrucks, wobey er übrigens durchaus ehrerbietig und weit entfernt war, sich zu verkennen. Es währte ungeachtet meiner Zurückhaltung nicht lange, so hörte man andersher den gegen den Herzog von Orleans laut werdenden Verdacht; und das anfangs dunkle Gerücht, das man sich nur ins Ohr sagte, blieb nicht lange in dieser Dunkelheit.

10.

Die Schnelligkeit, mit der es sich am Hofe, zu Paris, in den Provinzen, in den entfernteſten, ein-

samsten, von der Welt abgeschnittensten Winkeln, in der Einsamkeit der abgesondertsten Klöster, endlich im ganzen Auslande und unter allen Völkern von Europa verbreitete, war unglaublich, und ich dachte dabey an jene in Flandern geschehenen schwarzen Angriffe, auf die Ehre desjenigen, den jetzt die ganze Welt beweinte.

II.

Die einst so gut organisirte Cabale, durch welche alles, was ihr vortheilhaft war, überall in einem Augenblicke mit unbegreiflicher Kunst ausgebreitet werden konnte, — hatte einen erschütternden Schlag erhalten, und ihr verruchter Held war genöthigt worden, nach Spanien zu gehen und da seine Rolle zu spielen; aber ungeachtet sie durch die vorgegangenen Veränderungen in ihren Hoffnungen und Maaßregeln gestört war, so war sie doch noch nicht ganz auseinander gesprengt. Der Herzog du Maine und die, welche zur Cabale gehörten und so gut sie konnten am Hofe zu figuriren fortfuhren; Vaudemont, seine Niece von Epinoy und andere Ueberreste von Meudon lebten. Sie hofften ohne alle Hoffnung; sie kämpften gegen das augenscheinlich widrige Glück; dieser schreckliche Schlag desselben lächelte ihnen wieder, sie ermannten sich; und mit Frau von Maintenon an ihrer Spitze, was konnten sie sich nicht versprechen? und wie weit giengen sie nicht wirklich?

Wir haben, ich will nicht sagen die Absichten des Dauphins in Rücksicht der legitimirten Prinzen gesehn: denn sie waren ganz geheim; aber wir haben gesehen, wie sehr er und seine Gemahlin ihr Emporsteigen mißbilligten. Der Herzog du Maine hoffte so wenig von ihnen, daß er sich ihnen gar nicht zu nähern ge-

gesucht hatte, weder von selbst noch durch Frau von Maintenon, deren Werk seine Größe war und welche mit Verlegenheit und Verdruß, Zeuge ihres Weigerns gewesen war; noch auch durch den König selbst, der ihre Weigerung so lebhaft gefühlt und nur, um sie zu sänftigen, so geduldig ertragen hatte; und der Herzog hatte nachher nichts weiter bey ihnen zu unternehmen gewagt. Die Herzogin dû Maine, wiewohl sie, wenn es möglich war, noch weit mehr als ihr Gemahl, von der Sucht nach Ehre brannte, kam nicht von Sceaux weg, wo sie die Göttin spielte und verschmähte es am Hofe zu erscheinen. Der Herzog dû Maine, der furchtsamste der Menschen, wiewohl der größte Minirer, lebte in der tödlichsten Furcht für seine ganze Größe und hatte zu viel Verstand, um nicht auch für seine ungeheueren Besitzungen zu zittern, die wenig sicher waren, wenn man den Thron umzustürzen drohte, den er sich gebaut hatte. Unterdessen wuchsen seine Kinder empor, der König wurde alt, und er schauderte vor der nahen Aussicht, welche das Alter des Königs eröffnete, und welche die tödliche Furcht, die sein ganzes Wesen durchdrang, noch viel näher rückte. Er hatte niemanden von der Welt für sich, dem Dauphin und der Dauphine zur Seite, von dem er zu irgend einer Zeit Beystand hätte erwarten können; er sahe keine Rettung vor sich. Ihr Tod war daher für ihn eine wahre Erlösung in demselben Maaß, als er für Frankreich das größte Unglück war. Welch ein aufgehender Glücksstern! welche zauberische Umwandlung! Welcher schnelle Uebergang von den Schrecknissen eines ungewissen Looses, zu der sichern Hoffnung von Phaetons Loos: er erkünstelte also Thränen; aber als Meister in den Künsten der Hinterlist, (ich will nicht sagen des Lasters, weil ich davon keinen Beweis habe) glaubte er, daß es für ihn von wichtigem Vor-

theil sey, den Verdacht auf irgend jemand zu wälzen, und es war für ihn nicht ein doppelter, sondern ein hundertfacher Gewinn, wenn er den Herzog von Orleans damit belastete. Die von der vorigen Ungnade kaum wieder erwachende, noch schwach befestigte Gunst desselben bey dem Könige und der Tod desjenigen Prinzen von Geblüt, der durch sein Alter zum Repräsentanten und Sprecher fähig war, hatte ihm zu dieser letzten ungeheuern Größe emporgeholfen. Wenn er ihn aber mit einem so abscheulichen Verdacht belasten und es dahin bringen konnte, daß es der König und die Welt glaubte, so hoffte er sicher, ihn unwiederbringlich stürzen zu können und zwar auf die verhaßteste schändlichste Weise; und wenn derselbe Glücksstern, der ihn so erwünscht von dem, was er am meisten fürchtete, befreit hatte, ihm nicht denselben Dienst in Rücksicht des Herzogs von Berry that, so hatte er Ursache sich zu schmeicheln, daß dieser Prinz der Meinung des Königs und des Publikums nicht widerstehen und aus Schmerz über den Tod seines Bruders den hassen und fürchten würde, den er für den Mörder hielt; und nach Wegräumung dieses Hindernisses würden, wie er hoffte, die Mittel nicht fehlen, um diesen Prinzen, offen und von allen Seiten zugänglich, wie er war, zu hintergehen. Brachte er den Herzog von Orleans in diese schreckliche Lage; in welchem Fall er sich wohl vornahm, seiner Schwester seine Theilnahme an seinem Unglück zu bezeugen, und ihm durch sie seinen Beystand anzutragen: so hatte er ein Mittel in Händen, ihn im Zaume zu halten, und die Vermählung des Prinzen von Dambes, mit einer seiner Töchter, der Schwester der Herzogin von Berry, zu Stande zu bringen, in Rücksicht deren bis dahin alle seine Plane gescheitert waren, indem er, obwohl von den heissesten Wünschen der Herzogin von Orleans un-

unterstützt, den Widerstand des Herzogs von Orleans und seine Klugheit zu hintertreiben, ohne zu widerstehen, nicht hatte überwinden können.

Unter den Prinzen von Geblüt, die alle minderjährig waren, war der Herzog von Chartres, noch unter elterlicher Gewalt, im August 1703 geboren und erst neun Jahre alt; Monf. le Duc im Aug. 1692 geboren, war zwanzig Jahr; der Graf von Charolois im J. 1700 geboren, war noch nicht zwölf Jahre; der Graf von Clermont im Jun. 1703 geboren, war erst neun Jahr; und der Prinz von Conti, geb. im Jun. 1704, war erst acht Jahr alt: niemand konnte sich also Rechnung machen, als Monf. le Düc, auf den aber im Alter von zwanzig Jahren der König noch keine Rücksicht nahm und vor dem dieser Prinz, so wenig wie seine Gemahlin, sich rühren durfte. Die Herzogin dû Maine hatte selbst dem Könige für das, was er für ihre Kinder gethan hatte, förmlichen Dank gesagt. Seine andre Tochter, die Prinzessin von Conti, hatte ihr Leben zu Paris in ihren häuslichen Angelegenheiten verlebt, ohne je dem Könige sich zu nähern. Frau von Vendome und so auch die Tochter von Madame la Düchesse waren wegen ihres Alters in Rücksicht des Königs nicht da. Es war also für den Herzog dû Maine freies Feld und wie gut wußte er darauf zu agiren!

Frau von Maintenon hatte keine Augen als für ihn, auf ihn concentrirte sich nach dem Tode ihrer lieben Dauphine ihre ganze Zärtlichkeit. Ihr Haß gegen den Herzog von Orleans war immer derselbe; ihr Pflegesohn, den sie so sehr liebte, hatte also keine Mühe, ihr etwas glauben zu machen, was ihren Haß nährte und alle ihre Hoffnungen belebte, und fand sie auf allen Fall geneigt, nicht daran zu zweifeln, und

den König und die Welt davon überzeugen zu helfen, wenn sie beyde es auch nicht selbst glaubten. Man konnte den Urheber und die Beförderin dieses abscheulichen Gerüchts nicht verkennen; auch verhehlten sie es beyde im Privatumgange nicht. Frau von Maitenon erklärte sich gegen den König mit Heftigkeit gegen Marechall und ließ dabey fallen, daß man allerdings wüßte, wo der Streich herkäme und ließ den Namen des Herzogs von Orleans fallen. Der König gab ihr mit Schaudern Beyfall, als wenn nicht zu zweifeln sey; und beyde schienen es nicht sonderlich aufzunehmen, daß Marechall sich die Freyheit genommen hatte, sich gegen diesen Verdacht zu erklären. Fagon billigte durch sein Kopfnicken die abscheuliche Vermuthung, und Boudin hatte die Tollheit zu sagen, daß es kein Zweifel sey, daß dieser Prinz es sey, und schüttelte unverschämt den Kopf, als ihm Marechall deswegen heftig anzulassenden Muth hatte. Dieß war der innere Hergang bey dem Berichte von der Eröffnung des Dauphins. Der Herzog du Maine erklärte sich in dem Innern der königlichen Cabinette mehrmals darüber; und wiewohl er es nicht ohne Vorsicht vor den anwesenden Valets that, so gab es doch unter ihnen mehrere, die es weiter sagten: und so breitete es sich von Ohr zu Ohr aus. Bloin und die übrigen geheimen Valets, die ihm am meisten ergeben waren, nahmen gar kein Bedenken, eine so schwarze Anklage auszubreiten, als eine Sache, an der der König und Fr. v. Maintenon nicht zweifelten, und von der sie sich selbst mit Fagon überzeugt hatten, der sie durch sein hartnäckiges Stillschweigen und beredte Mienen, wenn davon in seiner Gegenwart gesprochen wurde, selbst autorisirte; und so auch Boudin, der sich ebenfalls kühn zum Verkündiger der infamen Beschuldigung hergab, welche beyde die Facultät so beherrschten, daß kein einziger ein Wort dagegen

gen zu sagen wagte. Die abscheuliche Verläumdung gewann bald den ganzen Hof für sich, als man alle diejenigen, welche Frau von Maintenon am nächsten standen, als Verkündiger derselben auftreten sah und zwar mit um so größerm Nachdruck, als sie es mit der Miene des Schauderns, der Furcht und Zurückhaltung thaten, und als man alles, was zum Herzog und zur Herzogin dû Maine gehörte, nicht allein mit lauter Stimme davon sprechen, sondern auch mit der Miene des Unwillens und der frechsten Sicherheit gegen den Herzog von Orleans um Rache schreien hörte. Von nun an nahm alles am Hofe, selbst diejenigen, die auf einer hohen Stufe und der Gunst am nächsten standen, dieselbe Kühnheit und denselben Ton an; und es war jetzt derselbe Verdacht und dasselbe Gerede an der Ordnung, das einst in einer andern Art während der Campagne von Ryssel gegen den Prinzen, dessen Verlust man jetzt betrauerte, mit dem abscheulichen Erfolg verbreitet und so herrschend war, daß jedem, der widersprechen mochte, der Mund verstopft war. Marechal, der mir klug nur die Hälfte des Vorgegangenen erzählt hatte, erzählte mir nun, da er dieses Gewitter aufsteigen sah, das ganze Detail des bey Fr. v. Maintenon im Beysein des Königs Vorgegangenen, wie ich es so eben angeführt habe.

12.

Der Herzog von Orleans hatte in Rücksicht der beyden Verstorbenen, um die jetzt aller Thränen flossen, das gerade zu entgegengesetzte Interesse von dem des Herzogs dû Maine; und wenn er ein solcher Schandthaten fähiges Ungeheuer gewesen wäre, so wäre es ein herrlicher Streich für ihn gewesen, den König, mit dem er nie, noch weniger aber seit der Vermäh-

mählung der Herzogin von Berry gut gestanden hatte, aus dem Wege zu räumen, um diejenigen, die man jetzt betrauerte, auf den Thron zu befördern und sich von der Macht der Frau von Maintenon zu befreyen, die seine unversöhnliche Feindin war, die nicht aufhörte, den König gegen ihn einzunehmen und ihm allen nur möglichen Schaden zu thun, so daß sie ihn seit jener Vermählung um alle Achtung am Hofe gebracht hatte. Es ist noch nicht die Zeit, wo wir diesen Prinzen in seiner ganzen Gestalt darzustellen vermögen; es mögen daher einige wenige Züge in Bezug auf sein damaliges Interesse und den so abscheulich ersonnenen, so abscheulich ausgebreiteten und mit so viel Kunst glaublich erhaltenen Verdacht hinreichen; eine Kunst, die dem angedichteten Verbrechen in nichts nachstand, und die dem Herzog dû Maine alle möglichen erwarteten Früchte brachte, ja noch mehr als er erwarten konnte, und deren Wirkung den Staat ohne Zweifel in die größte Verwirrung gestürzt hätte, wenn dû Maine weniger schwach und feig gewesen wäre und nicht in einem so gänzlichen und allgemeinen Mißcredit gestanden hätte.

Von jeher war der Dauphin dem Herzog von Orleans gewogen gewesen. Von seiner Jugend an hatte der Herzog von Chevreuse ihm denselben gerühmt, weil der Herzog von Montfort, sein ältester Sohn, mit dem Herzog von Orleans sehr intim war; und auch der Herzog von Chevreuse selbst war oft mit ihm zusammen und unterhielt sich gern mit ihm über die Geschichte, besonders aber über wissenschaftliche Gegenstände und oft über die Religion, zu der er ihn zurückführen wollte. Der Erzbischoff von Cambrai besuchte ihn auch und war gern mit ihm zusammen; und der Herzog von Orleans hatte ihn gegenseitig so lieb gewonnen

wonnen und hatte so viel Achtung für ihn, daß er sich in seiner Ungnade laut für ihn erklärte und nie seine Gesinnung änderte. Dieß hatte ihm die ganze kleine Heerde, ungeachtet der Verschiedenheit der Denkart, zu eigen gemacht; und man weiß was diese kleine Heerde über den Dauphin vermochte. Ganz besonders aber konnten der Erzbischoff von Cambrai, der Herzog von Chevreuse und der Herzog von Beauvilliers, die nur ein Herz und eine Seele waren, nicht anders gegen den Herzog von Orleans gesinnt seyn. Abgesehen von diesen Stützen ihrer Freundschaft, sahn sich die beyden Prinzen oft bey dem Könige, und ganz gewöhnlich alle Abende bey der Prinzessin von Conti, wo sie sich in einen Winkel zusammensetzten und von wissenschaftlichen Dingen sprachen: und niemand konnte angenehmer, bündiger und verständlicher davon sprechen, als der Herzog von Orleans. Es war also eine fortdauernde Verbindung zwischen ihnen, sie freuten sich einander zu treffen, und befanden sich so wohl und behäglich mit einander, wie es bey Personen von solchem Range und Verschiedenheit des Lebens möglich ist. Die Dauphine war sehr an ihre Mutter, die Herzogin von Savoyen, attachirt; sie fand in Frankreich Monsieur, den Vater der Herzogin von Savoyen und des Herzogs von Orleans, sie liebte ihn, so wie er sie, auf das zärtlichste; und diese Liebe zu der Mutter und zum Großvater gieng auf den Oncle über, für den sie sich stets angelegentlich interessirte, selbst in den Zeiten, wo er am schlechtesten mit dem Könige und mit Frau von Maintenon stand, die es ihr wegen der engen Verwandschaft so hingehn ließ. Auf der andern Seite nahm der Herzog von Orleans, von Monseigneur und jener ganzen preciösen Parthei, die ihn beherrschte, gemißhandelt, in Rücksicht der Flandrischen Cabalen, wovon ich ihm während seines Aufenthaltes in Spanien ge-

naue Nachricht gab, bey seiner Rückkehr sogleich die Parthei des unterdrückten Prinzen, und dieß knüpfte ein neues Band zwischen ihnen beyden und der Dauphine. Kurze Zeit drauf, als die spanische Affaire den Herzog von Orleans zu den gefährlichsten Ausdrücken genöthigt hatte, fand Monseigneur, der der gehäßigste Ausleger davon war, an seinem Sohne bis ins Conseil hinein Widerstand und an seiner Schwiegertochter die lebhafteste Beschützerin ihres Oncles, wiewohl sie sehr gut wissen mußte, daß sie hierin dem, was Frau von Maintenon wollte und that, geradezu entgegenhandelte. In der Folge gewann diese Prinzessin doch die Frau von Maintenon für die Vermählung der Herzogin von Berry und durch sie auch den König. Ihre persönliche Verbindung mit der Herzogin von Orleans, die sich schon gebildet hatte, schloß sich dadurch noch enger, so wie ihre und ihres Gemahls Freundschaft mit dem Herzog von Orleans. Der Herzog von Beauvilliers, dem Anscheine nach so zurückhaltend, war es doch nicht in Unterhaltung einer Freundschaft, die er für so nützlich im königlichen Hause hielt. Gegen das Ende äußerte er gegen mich, daß die freyen Reden, die sich der Herzog von Orleans in Gegenwart des Dauphins erlaubte, ihm auf jeden Fall schaden und diesen von ihm abstoßen müßten; und daß er ihn in der Form eines freundschaftlichen guten Rathes und als habe sich der Dauphin gegen ihn darüber geäußert, freymüthig davor warnen wollte. Er that es, und der Herzog war so folgsam, daß mir Beauvilliers nachher sagte, diese Zurückhaltung gelinge ganz vortrefflich; der Dauphin hatte mit Zufriedenheit gegen den Herzog von Beauvilliers davon gesprochen, und dieser trug mir auf, es dem Herzoge von Orleans, um ihn in dieser Aufmerksamkeit zu ermuntern und zu bestärken, wissen zu lassen. Mit dem Dauphin war er also durch

eine

eine dauerhafte Neigung, durch den Geschmack für seine gelehrte Unterhaltung, also durch etwas, was tief in ihrem Herzen lag, durch die Verwandtschaft und die öffentliche Erklärung seines Interesses für ihn und seiner Freundschaft für die Dauphine in den stürmischsten Zeiten und gegenseitig durch seine öffentlich gezeigte Anhänglichkeit für sie zur Zeit der Flanderschen Cabale auf das engste verbunden. Es schloß ihn an ihn die Freundschaft ihrer Gemahlinnen, die Einheit der Freunde und Feinde, die Heirath der Herzogin von Berry, welche das Werk der Dauphine war, der gemeinschaftliche Haß gegen Madame la Düchesse, und die Cabale von Meudon, welche sie beyde zu vernichten suchten: kurz die stärksten Bande aller Art, die je enge Verbindungen schließen können; und keine Störung, nichts was eine Veränderung hervorbringen konnte, war zwischen sie getreten, indem das Betragen der Herzogin von Berry und des Herzogs von Orleans in dieser Rücksicht nicht die geringste Erkaltung hervorgebracht hatte. Ich habe alle diese Thatsachen nur andeuten und durchlaufen wollen, um sie dem Leser auf einmal vor Augen zu stellen, indem sie alle abgesondert an ihrem Orte in diesen Denkwürdigkeiten erzählt werden.

Wie gesagt, hatte also der Herzog von Orleans zum wenigsten eben so viel und eben so gewiß alles von dem Leben und der Regierung des Dauphins und der Dauphine zu hoffen, als der Herzog dü Maine davon zu fürchten und dabey zu verlieren hatte. Dieser Contrast ist in die Augen springend. Er hatte übrigens die Jesuiten für sich, welche alle die offenbarste Anhänglichkeit für ihn zeigten, und sie ihm durch den kühnen Beystand, den ihm der P. Tellier bey der Heyrath der Herzogin von Berry geleistet, auf das reelste bewiesen

hatten.

hatten. Sie wurden dafür von ihm mit seinem Schatze belohnt und mit der Liste der zahlreichen Pfründen seiner Apanage, welche mit Ausnahme der Bisthümer alle zu seiner Disposition waren.

Man vergleiche nunmehr das Interesse des Herzogs von Orleans, dessen Lage und Rang, wenigstens für ihn und die Seinigen, in keinem denkbaren Falle gefährdet seyn konnte, und der ohne Charge und Gouvernement, so wie sein Sohn, war; man vergleiche es, sage ich, mit dem des Herzogs dû Maine und rathe sodann auf den Vergifter. Man erinnere sich, daß es nur von Monseigneur abgehangen hatte, dem Herzoge von Orleans den Kopf verlieren zu machen, und wie nahe er daran gewesen war; man erinnere sich, wie ihn Monseigneur nachher immer behandelt hat und erinnere sich zu gleicher Zeit, wie ich den Herzog von Orleans in der Nacht, wo Monseigneur starb, in dem Winkel jenes Hintercabinets in Thränen, schluchzend fand, wie ich ganz darüber erstaunt war, wie ich ihm deswegen Vorwürfe machte und wie er mir darauf antwortete. Welch ein Contrast, großer Gott! zwischen diesem Schmerz über den Tod eines Feindes, der bald sein König werden konnte, und der Gesinnung, welche der Herzog dû Maine in der Folge gegen seine Vertrauten in seinem Cabinette zeigte, als er vom Könige kam, den er fast mit dem Tode ringend der Heilung eines groben Bauern anvertraut verlassen hatte, und diesen mit schallendem Gelächter, das bis in die Gallerie, den Vorübergehenden zum Aergerniß erscholl, nachäffte. Es ist dieß ein bekanntes sehr charakteristisches Factum, das an seinem Orte genauer berührt werden soll, wenn ich lange genug lebe, um diese Denkwürdigkeiten bis zum Tode des Königs fortzusetzen. Aber eine teuflische Maske, die er ganz in seiner Gewalt hatte und mit einer

ner ihm ganz eignen Kunst zu behandeln verstand, half dem Herzog du Maine.

Zu einer Vermählung gezwungen, deren Schändlichkeit ihm die Wuth von Madame, das öffentliche Geschrey und selbst die Schwäche von Monsieur zeigte, trat der Herzog von Orleans in die Welt ein.

Je eingeschränkter seine Erziehung gewesen war, desto mehr suchte er sich dafür zu entschädigen. Er verfiel in Ausschweifungen, er zog die ausgelassensten zu seiner Gesellschaft vor; seine Größe und seine Jugend schienen ihm alles zu erlauben; er nahm sich vor, sich vor der Welt für das zu entschädigen, was er durch seine Heyrath verloren zu haben glaubte, er verachtete seine Gemahlin und legte es drauf an, mit ihr in größter Zügellosigkeit zu leben. Daher entstand ihm die Sucht nach Irreligion und die thörigte Eitelkeit, sich ein offenbares Geschäft daraus zu machen.

Daher seine äußerste Abneigung gegen alles, außer die eclatantesten Ausschweifungen, die ihm die gewöhnlichen vernünftigen Vergnügen unschmackhaft machten. Daher seine tödliche Langeweile am Hofe, wohin er seine abscheuliche Gesellschaft nicht mitbringen konnte und wo er doch oft bleiben mußte, wiewohl er dort nichts fand, womit er sich beschäftigen konnte. Das gegenseitige zwangvolle Leben mit seiner Gemahlin und mit allem, was um sie war, trieb ihn in die Einsamkeit. Er war aber zu sehr an das Geräusch gewöhnt, um sie ertragen zu können. Dieß trieb ihn zu der Beschäftigung mit den Wissenschaften, er fieng an zu laboriren, nicht um Gold zu machen, worüber er beständig spottete, sondern um sich mit den interessanten Operationen der Chemie zu amüsiren; er ließ sich eines der wohleingerichtetsten Laboratorien bauen, er nahm einen berühmten Chemiker,

mit Namen Homberg zu sich, der nicht weniger Rechtschaffenheit und Tugend als Fähigkeit für die Wissenschaft besaß; er ließ sich von ihm mehrere Operationen zeigen und arbeitete selbst mit ihm; aber alles geschah ganz öffentlich, und er sprach darüber mit allen Sachkundigen und mit Leuten vom Hofe und aus der Stadt, die er bisweilen zu sich führte, um Homberg und ihn selbst operiren zu sehn. Er hatte sich etwas zu gut darauf gethan, daß er den Teufel habe citiren wollen, wiewohl er gestand, daß es ihm nie gelungen sey. Aber als er in Frau von Argenton verliebt war und mit ihr lebte, fanden sich mehrere sonderbare Dinge, die nachtheilig für ihn ausgelegt werden konnten und wurden. Man weissagte in seiner Gegenwart aus einem Glase Wasser gegenwärtige und zukünftige Dinge. Diese unglückseligen Zeitvertreibe, so sehr sie auch von jedem Schatten des Lasters entfernt waren; die Spanische Affaire, von der er nie ganz auskommen konnte; die falschen entsetzlichen Gerüchte von ihm und seiner Tochter, wodurch man die der Declaration nahe Vermählung dieser Prinzessin mit dem Herzog von Berry wieder zu hintertreiben suchte; der nachtheilige Einfluß, den die Beschuldigung jener großen Affaire nachher auf beyde hatte; die Gleichgültigkeit, mit der sie sich dabey benahmen, und ihre Unachtsamkeit in dieser Hinsicht; endlich sogar der auf Monsieur geworfene schreckliche Verdacht wegen des Todes seiner ersten Gemahlin und die Vorstellung, daß der Herzog von Orleans der Sohn von Monsieur sey: alles dieß bildete das abscheuliche Ganze, dessen sich die Feinde des Herzogs von Orleans so gut zu bedienen wußten, um die Augen des Königs und des Publikums zu verblenden.

Das Gerücht faßte so schnell Wurzel, daß am 17. Februar, als der Herzog von Orleans mit Madame

dame zum Begräbniß der Dauphine gieng, um es mit Weihwasser zu besprengen, der Pöbel ihm den ganzen Weg mit lauter Stimme alle Arten von Schimpfreden zurief. Er und Madame hörten es sehr bestimmt, wagten aber voll Verlegenheit, Verdruß und Unwillen nicht, sich etwas merken zu lassen. Ja man hatte Ursache von dem gereizten leichtgläubigen Pöbel noch mehr zu fürchten, als er am 24. Februar allein zum Begräbniß des Dauphins gieng. Auch erfuhr er die gröbsten Beschimpfungen von dem Pöbel, der sich gar keinen Zwang mehr anthat, ganz laut die entsetzlichsten Dinge sagte, mit den Fingern auf ihn wies, ihm die gröbsten Schimpfnamen auflegte, gegen die kein Mensch sprach, und ihm noch eine Gnade zu erzeigen glaubte, daß er nicht über ihn herfiel und ihn in Stücken zerriß.

Das nämliche geschah bey der Leichenbegleitung; die Wege ertönten von Geschrey, mehr des Unwillens und der Schmähung, als des Schmerzes. Man war so vorsichtig, ganz in der Stille in Paris Vorkehrungen zu Verhinderung eines Ausbruchs der Volkswuth zu treffen, den man verschiedene mal befürchten mußte. Der Pöbel entschädigte sich dafür mit Geberden, Geschrey und allem erdenklichen Schimpfe, den er dem Herzog von Orleans anthun konnte. In der Gegend des Palais royal, wo der Zug vorbeygieng, wurde das Geschrey und die Ausgelassenheit des Pöbels so arg, daß man alles mögliche in den wenigen Minuten zu fürchten hatte. Man kann denken, wie gut der Herzog du Maine die Tollheit des Volks, das Gespräch der Kaffeehäuser zu Paris, die Verblendung des Sallons von Marly und des Parlamentes, wo der erste Präsident gewissenhaft die Erstlinge von dem gab, was bald aus den Provinzen und sodann aus dem Auslande wiedertönte, — wie gut er alles dieses zu benutzen

wußte. Man säete nur, um zu erndten, und die Erndte übertraf alle Erwartungen. Der Tod des jüngern Dauphin und der Bericht von seiner Section gab neuen Stoff, die Wuth und Zügellosigkeit stärker zu beleben; und der Herzog du Maine, Blois, die treuen geheimen Valets und Frau von Maintenon hatten genug Anlaß, dieß gegen den König, der von Niedergeschlagenheit, Furcht, Haß und einem dauernden Uebelbefinden niedergedrükt war, geltend zu machen. Dieß war die grausame Lage, in welche sie den König bringen wollten, um ihn lenkbarer zu machen und besser über ihn disponiren zu können.

Der Marschall von Villeroy, obgleich sein ganzes Leben hindurch durch Monsieur's Hülfe und durch das Ansehn des Herzogs von Orleans seines Sohnes so sehr ausgezeichnet, war nicht dazu gemacht, anders zu denken und zu glauben, als seine Gönnerin dachte und glaubte, oder zu denken und zu glauben vorgab. Er war zu gut in das Innere des Hofes eingeweiht, um nicht ihren Haß gegen den Herzog von Orleans und ihre blinde Liebe zum Herzog du Maine zu kennen. Er war nicht von ihr wieder emporgehoben worden, um ihr zu widersprechen, sondern um ihr Werkzeug und ihr Echo zu werden. Er zeichnete sich daher bey einer so interessanten Gelegenheit aus, die es für ihn selbst durch seinen Freund Vaudemont wurde, durch Tesse, den Nachtreter von diesem, durch Tallart, der so lange der Seinige war, Frau von Epinoy, die Rohan's, und Harcourt, der es auf eine andere Art war, der aber mit seinem Talent und seiner Gewandtheit sich in die Welt zu schicken wußte, ohne doch den Verläumdern mißfällig zu werden, deren Leidenschaften er sich mit ihnen zugleich befreundet hatte.

Der

Der Herzog von Noailles war in der gefährlichsten Lage. Er hatte den Dienst; er befand sich daher oft in Augenblicken der Einsamkeit bey dem Könige und Frau von Maintenon. Je mehr er sich mit ihnen im Vortheil sah, desto mehr fürchtete er, ihnen zu mißfallen, und desto eifriger suchte er sich wieder mit ihnen zu versöhnen. Beyde ließen oft in seinem Beyseyn Aeußerungen fallen, an denen er keinen Theil zu nehmen wagte, weil er sich nicht wieder mit dem Herzog von Orleans entzweyen wollte. Er maskirte sein Stillschweigen mit der Theilnahme an ihrer Unbehaglichkeit. Aber die Gelegenheiten waren zu häufig, und es war noch eine lange Zeit bis zum ersten April. Vielleicht drückte ihn auch noch seine fatale Dose, ob sie gleich weit aus seiner Tasche weg war. Er hatte einen ganz unbedeutenden Fluß im Gesichte, der mit keinem einzigen Symptom begleitet war; er gab ihn dennoch für einen apoplectischen Zufall aus, obgleich alle Welt durchsah, und niemand, auch nicht die Aerzte, einen Gedanken daran hatten. Er aber, ganz wider die Gewohnheit der apoplectischen Kranken, bey denen es eine gewöhnliche Wirkung ihrer Krankheit ist, daß sie dieselbe nicht gestehen wollen, gab am 1. März den Stab ab und gieng nach ***, wo er voll Unruhe lange blieb, um den allgemeinen Argwohn und die Gespräche zum Schweigen kommen zu lassen, die doch am Ende einmal eine andre Richtung bekommen mußten. Er kam vollkommen geheilt zurück, weil er nicht krank weggegangen war, und es ist bey ihm nie wieder von der Apoplexie und von einer Heilung derselben die Rede gewesen. Die natürliche Verkettung der Begebenheiten zieht mich aber wieder in den Verfolg derselben zurück.

13.

Von der Zeit an, wo der Dauphin in Gefahr war, verließ ich mein Zimmer nur auf Augenblicke, um den König zu sehen, und die Nachmittage brachte ich zu Versailles auf dem Zimmer des Herzogs von Beauvilliers zu, der fast gar niemanden sah, da er sehr krank und vom tiefsten Schmerz durchdrungen im Bette lag.

An einem Abende, als ich von ihm zurückkam, ließ mir die Herzogin von Orleans sagen, ihr Gemahl und sie sehnten sich sehr mich zu sehen und sie bäten beyde, daß ich doch zu ihnen kommen möchte, weil sie mir etwas dringendes zu sagen hätten. Ich hatte sie seit den unglücklichen Todesfällen nicht wieder gesehen, und obgleich Marechal mit mir gesprochen hatte, so war ich doch nicht genug Herr meines Schmerzes, um irgend wohin zu gehen und gleichen Schmerz zu treffen. Ich befand mich nicht in dem Zustande, um zu denken und zu sprechen; mein Geist war so niedergedrückt, daß ich keine Idee mehr hatte, was bey einer so entsetzlichen und so tollen Verläumdung, im Schooße der wärmsten Günstlingschaft geschmiedet, zu thun wäre. Ich ließ daher den Herzog von Orleans und seine Gemahlin bitten, daß sie so gefällig seyn möchten, mir bis den andern Morgen Zeit zu lassen.

Ich gieng nun wirklich zu ihnen und fand die Herzogin von Orleans trostlos. Sie sagte mir, der Marquis von Effiat sey gestern Abends von Paris gekommen und habe ihnen von den daselbst allgemein verbreiteten abscheulichen Gerüchten und von dem allgemeinen Eindruck, den sie machten, erzählt; daß der König und Fr. v. Maintenon nicht allein dem Berichte der Aerzte glaubten, sondern auch von allem überhaupt überzeugt

seyen,

seyen, was man gegen den Herzog von Orleans spreche und mit so vieler Leidenschaft ausbreite; Effiat sey daher aus Furcht für des Herzogs Sicherheit gekommen, sie trotz der Abscheulichkeit der Sache davon zu benachrichtigen und dem Herzoge zu rathen, daß er sich dem Könige unverzüglich darüber erklären möchte; was am kürzesten und überzeugendsten dadurch geschehen würde, wenn er in den König dränge, daß er ihm erlauben möchte, sich in die Bastille zu begeben, auch daß er Homberg und alle diejenigen seiner Leute, von denen er es für gut befinden würde, arretiren lassen möchte, bis die Sache aufgeklärt wäre. „Madame, rief ich, „und was will der Herzog thun?" . . . „Er ist, sagte „sie, diesen Morgen beym Könige gewesen, um mit „ihm zu sprechen, er hat seine Klagen vorgebracht und „Gerechtigkeit verlangt und hat den König sehr ernst „gefunden." „Und die Bastille, unterbrach ich sie, hat „er davon gesprochen?" ... „Ja freylich, antwortete „sie, aber das ist nicht angenommen worden. Er hat „es mit Verachtung abgeschlagen und sich durch keine „Vorstellungen bewegen lassen. Endlich hat der Her„zog so weit nachgelassen, zu verlangen, daß wenigstens „Homberg daselbst verhaftet, verhört und bis zur Be„endigung der Untersuchungen daselbst gehalten werden „möchte. Der König hat auch dieß ziemlich ungnädig „abgeschlagen; endlich hat er doch den dringenden Bit„ten des Herzogs nachgegeben und gesagt, er werde „ihn nicht arretiren lassen, aber Befehl zum Empfang „desselben in der Bastille geben, im Fall er sich selbst „dahin begeben wolle."

Ich bezeigte das größte Erstaunen über einen so verderblichen und so schnell befolgten Rath. Man muß wissen, das der Marquis von Effiat ein Mann von Kopf und List war, der weder Herz noch Grundsätze

hatte; er lebte in anerkannter Sittenlosigkeit und Irreligion; gleich reich und geizig; von einem Ehrgeiz besessen, der nur seinen Zweck zu erreichen suchte, und für den alles dazu gut war; insolent auf den höchsten Grad; selbst gegen den Herzog von Orleans, der von den Zeiten her, wo er mit dem Chevalier de Lorraine, dessen verdammte Seele er war, Monsieur seinen ganzen Hof und oft seine Geschäfte, mit dem Herrscherstabe regierte, ihn zu fürchten und seinen Geist zu bewundern gewohnt war. Mit so viel Lastern, die der Neigung und dem Charakter des Königs und der Frau von Maintenon ganz entgegengesetzt waren, war er doch willkommen und wurde von ihnen mit Auszeichnung behandelt, weil er mit dem Chevalier Lorraine dazu geholfen hatte, Monsieur zur Heyrath seines Sohnes zu bewegen und den letzten mit Hülfe des Abbe Dübois dazu zu bringen; und weil er natürlich mit der Herzogin von Orleans immer in gutem Vernehmen gestanden hatte. Er hatte sich im Stillen an den Herzog dü Maine verkauft; und durch seine alte intime Freundschaft mit dem Chevalier von Lorraine, der von jeher der intimste Freund des Marschalls von Villeroy gewesen war, war er auch dessen Freund geworden und wurde von ihm bis zur Bewunderung verehrt. Der Rath, den er dem Herzoge von Orleans gegeben hatte, war für einen Menschen von so viel Verstand und Weltkenntniß so schlecht, daß er mir sehr verdächtig vorkam: denn durch das gerathene Verfahren setzte sich der Herzog den geringsten Leuten, dem schlechtesten Bedienten gleich, statt daß er es im hohen Stile als ein Prinz von seinem Range, an dem kein Verdacht zu haften vermag, und der voll Würde jedem Beweise, jedem Scheine Trotz bietet, hätte nehmen sollen. Hätte er die Parallele zwischen seinem Interesse und dem des Herzogs dü Maine den Augen des Publikums genau und offen dar-

dargelegt, wie wir es gethan haben, so hätte er den Günstling mit aller seiner Gunst zittern gemacht, er hätte ihn zur Vertheidigung gezwungen und vielleicht hätte er ihn, wie er von seinem Muthe erwarten konnte, dazu gezwungen, das von ihm angefachte Feuer selbst zu löschen, hätte den König gezwungen, schonend gegen ihn zu verfahren, und Frau von Maintenon, ihn nicht weiter zu treiben. So mußte er verfahren, er mußte stolz vom Könige in Gegenwart aller nach dem Souper in seinem Cabinete Anwesenden Gerechtigkeit fodern; und ohne sich in eine directe, noch weniger förmliche, Anklage einzulassen, öffentlich mit aller der Stärke sprechen, welche dem Herzog du Maine jene Furcht einzujagen und ihn wegen des Publikums, das schon so sehr gegen ihn eingenommen und damals über die Riesenschritte, die er that, aufgebracht war, in Verlegenheit zu setzen vermochte.

Zu gleicher Zeit mußte er den König an die dem Mercy damals weggenommene Schatulle, als ihn Dübourg in Oberelsaß schlug, erinnern und alle, die nichts davon wußten, davon unterrichten; er mußte nicht vergessen, an die Cüres, Amtleute und Beamten der Ländereyen der Frau von Lillebonne in Franchecomte zu erinnern, welche theils nach der Prozeßform hingerichtet worden, theils sogleich nach dieser Affaire entflohen waren; und da man keine Rücksicht gegen den Wiener Hof zu nehmen hatte, der dem Frieden am meisten entgegenarbeitete und die Maßregeln des Londner Hofes vernichtete, so mußte er ohne Bedenken an die Bereitwilligkeit erinnern, mit welcher Oestreich zum Gifte seine Zuflucht zu nehmen gewohnt ist, um das ihm im Wege stehende wegzuräumen. Er mußte an den Tod des Kurprinzen von Bayern erinnern, und an den Tod der Königin von Spanien, der Tochter Monsieurs, und

daraus die, obwohl klare, Dunkelheit des Briefes des Prinzen Eugen erklären, der nebst seinen Instructionen, das heimliche Verständniß in Franchecomte betreffend, in der Schatulle gefunden worden war, des Inhalts: „daß, wenn er, trotz aller getroffenen Maßregeln, in „dieser Expedition nicht glücklich seyn sollte und sie sonst „Frankreich nicht zu dem vorgesetzten Zwecke bringen „könnten, man dann zum großen Mittel schreiten müsse!" Er mußte das große Mittel ordentlich paraphrasiren und sodann von den Todesfällen, die man beweinte, und von der äußersten Gefahr, in welcher der Herzog von Anjou geschwebt und die noch nicht ganz vorüber sey, die Erklärung geben, wodurch man den König habe zwingen wollen, nach Absterben seiner ältesten Linie, den König von Spanien und seine Kinder zurückzuberufen und den spanischen Thron dem Hause Oesterreich zu überlassen. Er mußte noch alles hinzusetzen, was die entsetzliche Bosheit brandmarken half, welche ein so abscheuliches Gerücht, seinem Interesse und seiner Ehre gleich entgegen, ausgebreitet, da man hingegen in der alten Gewohnheit des Hauses Oestreich, auf welche sogar der Brief Eugens an Mercy deute, die passendsten Erklärungsgründe finde. Er mußte auch, soweit es solche Abscheulichkeiten gestatten, um so nachdrücklicher darauf dringen, als der Verdacht wirklich durch den Brief Eugens und durch die wenig Jahre vorhergegangenen so eben angeführten beyden Executionen vollkommen begründet war. Diese Anklage des Wiener Hofes würde den König und Frau von Maintenon über den Verlust ihres Liebsten beruhigt und die Welt, die Unpartheiischen und Gutgesinnten, aufmerksam gemacht haben. Aber er mußte auch dunkele Aeußerungen fallen lassen, welche auf die Gleichheit des Interesses des Herzogs du Maine mit dem des Hauses Oestreich hindeuteten, und der Welt die Augen geöffnet hätten, freylich

mit

mit sorgfältiger Vermeidung alles bestimmten; und dadurch hätte er den Herzog dû Maine in das größte Schrecken und die größte Verlegenheit gesetzt und dem Könige und der Frau von Maintenon große Mäßigung auferlegt; aber so loszubrechen nahm ihm jede Waffe aus der Hand. Ein öffentlicher erklärter Feind ist weit weniger zu fürchten, als unglücksschwangere Minen unter den Füßen; ein Feind besonders auf einem wankenden Throne, der damals jedermanns Unwillen reizte; ein Feind von so wenig Muth, und dessen Angriffe nur in der Dunkelheit geschahen, womit er sich und seine Bubenstücke zu umhüllen pflegte: und der König hätte trotz seiner Zärtlichkeit für ihn und seiner Schwäche für Frau von Maintenon in Rücksicht auf den Herzog von Orleans gegen ihn mehr auf seiner Hut seyn müssen und nicht wagen dürfen, ihn nach einem solchen Vorfall noch mehr emporzuheben. Seine ganze Sorge würde darauf gerichtet gewesen seyn, sie unter sich zu besänftigen und Thätlichkeiten zu verhindern. Dieß war vom Herzoge dû Maine gegen niemanden zu fürchten; wie viel weniger gegen einen königlichen Enkel von der Tapferkeit des Herzogs von Orleans! Der Graf von Toulouse liebte und schätzte seinen Bruder nicht, verabscheute seine Schwägerin, und wurde von beyden für nichts geachtet; Tapferkeit und Ehre besaß er viel; aber es ist sehr zweifelhaft, ob die eine ihm erlaubt haben würde, die andere bey dieser Gelegenheit aus Liebe zu seinem Bruder zu brauchen; zuverlässig würde der König beyzeiten die wirksamsten Befehle zu Vermeidung jedes Duells in diesem so verhaßten Handel gegeben haben, wo sein Neffe, woher auch das Gerücht kam, auf das grausamste beleidigt war. Der König würde dem Grafen von Toulouse nicht eine Thorheit haben begehen lassen, deren Folgen gränzenlos gewesen wären und die den letzten Rest seines Lebens untergraben

ben und mehr als wahrscheinlich, zuletzt und nach seinem Tode den Untergang der legitimirten Kinder bewirkt hätte. Der Herzog von Berry, Schwiegersohn des Herzogs von Orleans, berauscht von Liebe für seine Gemahlin, welche ihrem Vater ganz ergeben war, und der gemeine Höfling, der so gern zu gefallen sucht, wenn es keine Gefahr kostet, und so auch der große Haufe der Welt hätten nicht leicht bey diesen traurigen Umständen, wo man bey der Lage des Herzogs und bey dem Alter des Königs den Herzog von Berry und ihn in der Perspective erblickte, gegen ihn Parthei genommen. Dieß war es ohne Zweifel, was der Herzog du Maine fürchtete und was er mit so viel Geschicklichkeit durch den Marquis von Effiat und seinen heilsamen Rath abzuwenden wußte. Aber ich sprach mit seiner Schwester, die in Vergleich mit ihm Gemahl und Kinder nicht achtete und die, ein Ungeheuer von Stolz, mit ihm ohne alle Achtung und Liebe lebte; ich hütete mich also, ihr etwas von dem zu eröffnen, über was ich mich so eben verbreitet habe. Ich begnügte mich im allgemeinen, aus andern Gründen, die ich aufstellen konnte, jenen gegebenen Rath und besonders die schnelle Befolgung desselben zu tadeln.

Während wir beyde so allein mit einander plauderten, kam der Herzog von Orleans. Nie habe ich einen Menschen so tief niedergeschlagen und so tief gekränkt gesehen. Er wiederholte mir, was ich so eben gehört hatte, erzählte mir, was zwischen dem Könige und ihm zwischen dem Lever und der Messe vorgegangen sey, und daß er auf dem Rückwege Befehl gegeben habe, daß sich Homberg in die Bastille begeben sollte. Ich sagte ihm, wie ich es gegen die Herzogin gethan hatte, meine Meinung darüber, aber ohne Nachdruck, weil es doch einmal geschehn war und mir der Zustand, in welchem er sich befand, mehr Mitleid erweckte, als mich

von

von dem strengen Verfahren etwas hoffen ließ. Ich sagte ihnen, was ich von Marechal erfahren, schwieg aber vom Herzog dû Maine, von welchem ich erst den Nachmittag unter vier Augen mit dem Herzog von Orleans sprach. Den andern Tag erfuhr ich von ihm, daß ihm der König ganz trocken erklärt habe, er habe in Rücksicht Hombergs seine Meynung geändert; es sey nicht nöthig, daß er sich in die Bastille begebe, er werde daselbst nicht angenommen werden; als er in ihn habe dringen wollen, habe der König sich von ihm weggewendet und sey in seine Garderobe gegangen, und er habe das Cabinet verlassen; er komme demnach, diese Veränderung der Sache Homberg zu melden, der aber, wie wir nachher erfuhren, auf den vom Herzoge von Orleans erhaltenen Befehl sich in die Bastille begeben hatte und daselbst nicht angenommen worden war. Von diesem Tage an, seit dem ersten Ausbruch der Sache zu Marly und im Publikum, war der Herzog von Orleans nicht allein von aller Welt verlassen, sondern der große Haufe der Höflinge drängte sich, so wohl bey dem Könige als im Sallon, von ihm weg. Wenn er sich einer Gruppe von Hofleuten näherte, so machte ein jeder, ohne alle Schonung, links oder rechts um, und fanden sich an einem andern Ort wieder zusammen; so daß es ihm unmöglich war an jemanden anzukommen, ausser durch Ueberraschung; und sogar dann ließ man ihn bald auf die schimpflichste Art allein stehen. Alle, selbst die Damen, verließen auch auf eine Zeit die Herzogin von Orleans und es gab einige, die sich nie wieder zu ihr fanden.

Nachdem die Sache so erbärmlich eingeleitet und behandelt worden war, mußte man den Sturm vorüber lassen; aber der Sturm wurde zu sorgfältig unterhalten. Man setzte diese Entfremdung gegen den

Her-

Herzog und diese Scheu ihn zu nahen fort, bis zum letzten Aufenthalte in Marly vor dem Tode des Königs, der damals offenbar drohte; und wenn die abscheulichen Gerüchte in Paris und in den Provinzen sich zu legen schienen, so fanden sich daselbst Emissäre, die sie geschickt und sorgfältig wieder auffrischten, und andere, die das Echo davon am Hofe wiedertönen ließen.

14.

Unterdessen war der König alt geworden, ohne daß man im Aeussern seines Lebens eine Veränderung sahe. Diejenigen aber, die ihm näher waren, fiengen seit einiger Zeit an seinen nahen Tod zu fürchten. Es ist hier nicht der Ort, von seiner bis dahin so starken und gleichförmigen Gesundheit zu sprechen. Genug sie war untergraben: von den härtesten Schlägen des widrigen Geschicks getroffen, das er so lange zu beherrschen gewohnt war, hatten ihm die häuslichen Unglücksfälle noch weit tiefere Wunden geschlagen. Alle seine Kinder waren von seiner Seite hinweggerafft und ließen ihn den tödlichsten Betrachtungen zum Raube: er erwartete selbst jeden Augenblick eine ähnliche Todesart; und statt daß er in dieser Gemüthslage bey denen, die seinen vertrautern und häufigen Umgang ausmachten, Ruhe hätte finden sollen, fand er daselbst neuen Zuwachs seines Kummers, den einzigen Marechal ausgenommen, der seinen Verdacht zu heilen bemüht war. Fr. von Maintenon, der Herzog du Maine, Fagon, Blouye und die übrigen ersten Valets des Innern, an den Herzog und seine alte Gouvernante verkauft, suchten nichts als ihn zu vermehren; und in Wahrheit hatten sie dabey keine große Mühe. Niemand zweifelte an der Vergiftung, und niemand konnte im Ernst daran zweifeln; Marechal

war

war selbst davon überzeugt, nur behauptete er das Gegentheil gegen den König, um ihn von einer unnützen Qual zu befreyen, die ihm nur Schaden thun mußte. Was den Herzog dû Maine betrifft, so war es nur zu sehr sein Interesse, ihn in dieser Furcht zu erhalten, und eben so das Interesse der Frau von Maintenon, um ihres Hasses willen und um ihren Liebling zu unterstützen. Der ganze Abscheu der Sache fiel also auf den Herzog von Orleans, auf dessen Sturz sie es angelegt hatten, so daß der König, mit diesen Gedanken beständig genährt und den Prinzen, den man für den Giftmischer angab, beständig in Augen habend, sich in der schrecklichsten Lage befand, sowohl bey Tafel, als zu gewissen Stunden in seinem Cabinete. Man kann daraus auf den ewigen Kampf in seinem Innern schließen.

Mit seinen Kindern hatte er auch die Herzogin von Burgund verloren; ein unersetzlicher Verlust, denn sie war die Seele und Zierde des Hofes, noch mehr aber sein Zeitvertreib, seine Freude, der Gegenstand seiner Zuneigung, seines Wohlgefallens fast in der ganzen Zeit, wo er sich nicht öffentlich zeigte. Nie, seit er König war, hatte er sich mit irgend jemand ausser ihr vertraut gemacht, und wir haben gesehen, bis zu welchem Grade diese Vertraulichkeit gieng: eine solche Leere war nicht auszufüllen; und der Schmerz über ihren Verlust stieg immer höher und ließ ihm keine Ruhe mehr finden. In dieser traurigen Lage suchte er sie wo er konnte, indem er sich der Frau von Maintenon und dem Herzog dû Maine immer mehr ergab. Ihre grenzenlose Devotion, ihre beständige Einsamkeit flößten ihm Zutrauen zu ihnen ein. Sie hatten von lange her die Kunst gebraucht, ihn glauben zu machen, daß der Herzog dû Maine, wiewohl mit

Ta-

Talent und Fähigkeit für die Geschäfte ausgestattet, in welcher Meynung er ihn durch die äussersten Details seiner Chargen (und diese Details gehörten zu den Liebhabereien des Königs,) bestärkte: sie hatten, sage ich, ihn glauben gemacht, daß der Herzog du Maine von allen Planen und Absichten frey, ja dazu ganz unfähig, einzig und allein mit seiner Familie als ein guter Hausvater beschäftigt sey; daß er für Größe nur Sinn habe, insofern er für die Größe des Königs, aus Ergebenheit äusserst portirt sey; ein Mensch ohne Ansprüche, aufrichtig, grad und derb, der, wenn er den ganzen Tag aus Pflicht und Liebe zu ihm für seine Chargen gearbeitet und die gehörige Zeit dem Gebet und der Andacht gewidmet habe, sich einsam auf der Jagd amüsire und in seinem häuslichen Zirkel der angebornen Lustigkeit seines Gemüthes nachhänge, und der oft nicht wisse, was am Hofe und in der Welt vorgehe. Alles dieß gefiel dem Könige ausserordentlich, und machte, daß er sich vollkommen wohl in der Gesellschaft, eines sonst so geliebten Sohnes befand, der beständig nahe um ihn war, und ihn mit seinen lustigen Erzählungen und seinem Witze so wohl unterhielt, worin er wirklich mehr als irgend jemand, den ich gekannt habe, excellirte. Seine Manier war angenehm und leicht; er wußte weh zu thun und grausam das Lächerliche zu treffen, und alles mit Maaß und Ziel, der Zeit, der Gelegenheit, der Laune des Königs angemessen, den er von Grund aus kannte, und nachdem die Sachen wirkten; er wußte das Lächerliche mit so viel Kunst, Natürlichkeit und Anmuth zu geben, daß man geglaubt hätte, er hätte gar nicht daran gedacht; und dabey immer, sobald er wollte, der treflichste Pantomimiker. Hält man diese Seite seines Characters mit dem zusammen, was sonst von ihm berührt worden ist, so wird man mit Schrecken fühlen, wel-

welch eine Schlange an des Königs Seite dem Herzog von Orleans drohte.

15.

Bey dem Zustande, in welchem sich der König befand, und bey der Gewalt, welche Frau von Maintenon und der Herzog dû Maine, in vollkommner Eintracht mit einander, auf das Gemüth des Königs ausübten, fanden sie es für gut, eine so kostbare Zeit zu benutzen, die, wie sie fühlten, nicht lange mehr dauren konnte. Wenn auch die Krone nicht das Ziel war, wornach sie strebten, woran man auf den ersten Anschein schwerlich zweifeln möchte; so suchten sie doch gewiß alle mögliche Größe und suchten sich einer Gewalt zu versichern, wodurch sie, bey dem Tode des Königs in einen furchtbaren Vertheidigungsstand gesetzt, sich nicht allein dauerhaft behaupten, sondern sogar den Regenten zwingen könnten, sich vor ihnen zu beugen. Alles war ihnen zu diesem großen Plane günstig und sie selbst hatten durch die abscheulichen Verläumdungen, wodurch sie den einzigen, dem die Vormundschaft nicht streitig gemacht werden konnte, nach einem tiefen durchgeführten Plan schwarz gemacht hatten, die Bahn dazu gebrochen. Es war ihnen durch mannichfaltige Kunstgriffe und Argliften gelungen, die unwissenden und leichtgläubigen zu überreden, die übrigen argwöhnisch zu machen, ihn wenigstens allen in Paris und in den Provinzen verdächtig zu machen, mehr aber noch am Hofe, wo niemand mehr sich dem Herzog von Orleans nähern wollte oder es wagte. Diese Gerüchte konnten nicht immer dauern, und man wurde endlich müde, immer von einer Sache zu sprechen. Die Gerüchte fiengen bisweilen an, zu schweigen, aber alsbald erhielten sie neues Leben, und man hörte von nichts anderm mehr sprechen, ohne zu wissen,

woher es von neuem komme: und auf diese Art wiederholten sich die Windstöße immer von neuem, und erhielten sich lange Zeit durch dieselben Mittel, die ihnen die erste Entstehung gegeben hatten. Diese Gerüchte halfen durch Erzählung des angeblich gehörten die schrecklichen Vorstellungen des Königs beleben, und sie konnten ihn so mit den unglückseeligsten Gedanken seinen Neffen betreffend unterhalten, wovon sie ohne den Vorwand des öffentlichen Gerüchtes nicht öfters zu sprechen hätten wagen können. Auf diese Weise, mit Hülfe der geheimen Valets, bestärkten sie den König durch das Publicum, und das Publicum durch den König, dessen Abneigung gegen seinen Neffen immer sichtbarer am Hofe wurde, und sie selbst wußten die Gerüchte daselbst zu unterhalten. Mehr bedurfte es nicht, um zu machen, daß sich die unverschämtern Höflinge und nach ihrem Beyspiele die übrigen, theils aus Argwohn, theils aus Furcht sich zu Grunde zu richten, vom Herzoge von Orleans zurückzogen. Die am besten von der Lage der Dinge unterrichteten, die noch weit furchtsamer waren, weil sie offenbar den Herzog du Maine und Frau von Maintenon als die ersten am Hofe sahen, halfen die Gerüchte in Paris verbreiten und füllten damit die Provinzen. Durch solche Mittel unterstützt, die sie nach Gefallen wirken ließen, was vermochte da ein Prinz gegen sie, der allein in der schrecklichen Lage da stand, in welche sie ihn gestürzt hatten? Wie sollte er seine Unschuld beweisen in dieser Sache? Und was sollte er übrigens thun, um sich vor den Augen des Königs rein zu waschen, der so verblendet war, und vor den Augen eines Publicums von Thoren, Boshaften oder Furchtsamen? Konnte der Herzog du Maine beßres Spiel haben? Dieß fühlte er und Frau von Maintenon auch so gut, daß, sobald sie sicher waren, die Sachen auf diesen Punkt geführt

zu

zu haben, sie alsobald anfiengen, zu den Planen, die sie für die Gegenwart und Zukunft entworfen hatten, den Weg zu bahnen.

Je genauer sie den König kannten, je mehr sie ihn zu bis dahin unerhörten Begünstigungen seiner legitimirten Söhne gebracht hatten, und je mehr sie sahn, bis zu welchem Grade der Schwachheit gegen sie den König seine Zärtlichkeit und sein Stolz führten; desto mehr hatten sie auch bey jedem erhaltenen Vortheil gefühlt, daß es nicht sowohl ein Geschenk, als eine Eroberung sey, gegen welche die alten Vorstellungen des Königs so sehr gesträubt hatten, daß sie es mehr erobert als erbeten und es der Klugheit, den Kunstgriffen, dem zu Leibe Gehen, wenn man dieses Wort wagen darf, der Beharrlichkeit, mehr als irgend etwas, und dem innern Widerwillen, denen, die man liebt, von denen man geliebt werden will und mit denen man einzig vertrauten freyen Umgang pflegt, ihre liebsten Wünsche abzuschlagen, zu verdanken hatten. Diese Betrachtungen, die letzte besonders, führten sie zu andern. Es war hier nicht mehr von Chargen, Gouvernements, Anwartschaften, noch weniger von Ehrenbezeugungen die Rede: die Neigung hatte die erstern erleichtert; der Stolz, unterstützt von ihren Kunstgriffen, hatte nach und nach die übrigen entlockt. Sie erinnerten sich mit Schrecken an das, was wegen des den Kindern des Herzogs du Maine ertheilten Ranges vorgegangen war, und wie nahe sie dem Schimpfe gewesen waren, denselben kaum errungen widerrufen zu sehen. Alle diese Dinge waren erschöpft, weil sie auf den höchsten Punkt getrieben waren; die Herzöge, die fremden Prinzen, die Marschälle von Frankreich, selbst die Ambassadeurs und die Kardinäle waren dadurch hart beleidigt worden; aber alles dieß war nicht im

Stande gewesen, ihre Schritte aufzuhalten, und der König, trotz seines so oft gezeigten Widerstandes, hatte sich endlich in jeder Rücksicht die Hände binden lassen. Was sie jetzt wollten, war etwas ganz anderes, sie wollten etwas werden, was man nicht werden kann. Sie wollten aus einem, wiewohl gekrönten, Geschöpf einen Schöpfer machen; wollten die Prinzen von Geblüte bey ihrem heiligsten Rechte, das sie von allen Geschlechtern der Menschen unterscheidet, angreifen; wollten das tyrannischste, unerhörteste, verderblichste Gesetz einführen; wollten die ältesten heiligsten Gesetze vernichten, mit der Krone spielen, die Nation unter die Füße treten; und endlich wollten sie zu einem solchen entsetzlichen Unternehmen einen Menschen bewegen, der die Natur nicht beherrschen und nicht machen kann, daß das, was nicht ist, sey; sie wollten das Haupt dieses einzigen Stammes (dem die Beschützung dieser Rechte so ganz heilig seyn muß, indem er nur durch sie König ist und seine Kinder nach ihm), diesen König der treusten Nation, überreden, sie so zu entehren und alles, was sie heiliges hat, umzustoßen, um die Frucht eines doppelten Ehebruchs, einen Menschen, den er erst aus dem Nichts hervorgezogen, in Frieden krönen zu können. Seit es Franzosen giebt, war dieser Gedanke in keines Menschen Kopf gekommen. Bey allen Nationen, selbst bey den Wilden, war solch ein Entwurf unerhört, so groß war die Tollheit es zu unternehmen; und er konnte nicht so nackend gezeigt werden, ohne sie unter seinen Trümmern zu begraben und alles, was sie erobert hatten, umzustürzen.

Sie sahen daher nichts übrig, als ein Testament des Königs, von ihnen selbst dictirt, von dem sie das Gelingen ihres Planes und die Dauer ihrer neuen Existenz hoffen konnten. Die Ehrfurcht des Volkes für

den

den Testator und die neuen Stufen der Macht, zu denen sie sich in der Folge erhoben haben würden, gründeten ihre Hoffnungen. Nicht als ob der Herzog dû Maine nicht das gewöhnliche Loos ähnlicher Sicherungsmittel hätte voraussehen können; aber er war auch nicht in dieser Rücksicht im gewöhnlichen Falle, da er so viele Kunstgriffe und Maschinerien von lange her künstlich angelegt und unterhalten hatte. Er hatte den König und das Publikum die schrecklichsten Dinge vom Herzoge von Orleans glauben gemacht, was ihm am meisten nützlich seyn konnte; jetzt war die Zeit, die Früchte davon zu erndten. Dieß bestand darin, daß er die Disposition, in welche er den König versetzt, benutzte und ihn um seines Gewissens willen zum Besten des einzigen Sprößlings, der ihm unmittelbar auf dem Throne folgen sollte, und um des Königreiches willen zu folgendem zu bewegen suchte: 1) daß er so viel als möglich die Macht eines verdächtig gewordenen Prinzen schwächte, dem vermöge der Renunciationen niemand als dieser Sprößling in seiner frühsten Jugend den Weg zur Krone versperrte; 2) daß er, in Ermangelung von Prinzen von Geblüte von gehörigem Alter, seine legitimirten Kinder mit der dem Regenten entzogenen Macht bekleidete; den Herzog dû Maine zum Vormund und unumschränkten Herrn dieses kostbaren Sprößlings machte, ihn nur mit Personen, die dem Herzog dû Maine ergeben, umgäbe und ihm über diese und den ganzen Civil- und Militäretat alle vom Regenten unabhängige Macht ertheilte. Der Herzog hatte Ursache sich zu schmeicheln, daß die durch seine Sorge am Hofe, in Paris, in den Provinzen, von dem Herzog von Orleans verbreitete Meinung durch diese entehrenden Dispositionen mächtig verstärkt werden würde; daß alles, statt Anstoß daran zu nehmen, seinen Beyfall dazu geben würde; daß er auf diese Art als der Wächter und

Beschützer von dem Leben des königlichen Kindes, an welches das Wohl Frankreichs geknüpft sey, dargestellt und angesehen der Abgott der Nation werden würde; daß die Unabhängigkeit des jungen Königs und seines Militär- und Civiletats mit dem öffentlichen Beyfall begleitet, die ihm, auf Kosten des Regenten, durch das Testament ertheilte Macht erhöhen werde; daß der Regent, beschimpft und auf diese Art entblößt und mit der Schmach der über ihn ausgebreiteten und unterhaltenen abscheulichen Gerüchte bedeckt, nicht allein nicht im Stande seyn würde, ihm etwas streitig zu machen, sondern sich nicht einmal gegen die Angriffe zu vertheidigen vermögend seyn würde, welche der Herzog du Maine in der Folge gegen ihn unternehmen könnte; daß in der vortheilhaften mächtigen Lage, in der er sich befinden würde (die ihm für die Gegenwart die Einzelnen und das Volk befreunden und ihm für die Zukunft diejenigen sichern würde, deren Ehrgeiz darauf denken würde, sich bey dem mündigen Könige durch den, dem er Leben und Krone verdankte, einen Platz zu verschaffen); daß er selbst, zur Zeit der Majorität, zu der hohen Stufe emporsteigen könnte, auf der er sich schon im Geiste sahe; er sah daher ein, daß es für ihn wesentlich sey, niemanden um den König zu haben, als ihm Ergebene und von ihm Abhängige, auf die er rechnen könnte; daß er diese also, für alle Aemter der Erziehung, im Testamente wählen und ernennen lassen müßte, theils um sie dadurch gegen den Regenten unverwundbar zu machen, theils den Schein, als wolle er sich absolut machen, wenn er es nachher selbst thäte, von sich zu entfernen, theils um sich nicht dem Mißvergnügen der darnach strebenden auszusetzen, und um in dieser Rücksicht jeden Schein eines Streites mit dem Regenten zu vermeiden und doch seine eignen Wahlen durch das Testament, dem sie ganz allein zuzuschreiben

wären,

wären, autorisiren zu lassen, und daß endlich in dieser Art von Herrschaft, im Fall eines Todesfalls, und um durch die für die Erhaltung des kostbaren Kindes so mannigfaltigen getroffenen Sicherungsmittel den Regenten von ganz Frankreich noch verdächtiger zu machen, ein Bruder dem andern substituirt, und um das Auffallende zu vermeiden, dem zu ernennenden Gouverneur ein Vizegouverneur an die Seite gestellt werden müßte.

So vergaß der Herzog dû Maine selbst nicht, auf einen andern Gouverneur zu denken, um den künftigen Regenten möglichst zu entehren, dem er nichts als den Namen zu lassen gedachte, und eigentlich wollte er alle Gewalt einem Conseil geben lassen, das durch das nämliche Testament ernennt und zwar genau so zusammengesetzt werden sollte, daß die beyden Brüder durch Einführung der Mehrheit der Stimmen die Herren darin spielten. Es ist noch nicht Zeit aus einander zu setzen, wie der Herzog dû Maine alle die verschiedenen Wahlen zu bewerkstelligen wußte; sie blieben alle, bey Lebzeiten des Königs, unter dem Siegel des undurchdringlichsten Geheimnisses. Wir warten also mit Aufführung derselben, bis die Eröffnung des Testamentes dieselben enthüllt.

Es war noch ein Punkt übrig, der nicht der minder schwierige war, und der, wie die vorigen, mehreres zugleich bewirkte: dieß war die Sicherheit des Testamentes, wenn es ihnen dasselbe zu erhalten gelungen war: eine Sicherheit, die ganz vollkommen seyn, und durch das Aufsehn und die Sonderbarkeit den Respect für diese Anstalten vermehren sollte; eine Sicherheit, die die Stimme des Volks zum voraus für das Testament gewinnen, kurz, die Execution alles darin enthal-

tenen dem Parlamente und der ganzen Magistratur des Königreiches zum besondern Geschäft machen sollte.

Aber durch welches Mittel war die Abneigung des Königs gegen das Parlament zu überwinden, die ihm noch von seiner Minderjährigkeit her immer gleich stark geblieben, die oft in Eifersucht und Haß übergegangen war und ihn zu unaufhörlichen Demüthigungen desselben getrieben hatte? eine Stimmung, welche verschiedene Erschwerungen von Auflage-Edicten unterhalten und die Händel mit Rom und neuerdings die wegen der Constitution sehr gesteigert hatten. Sein Testament der Bewahrung des Testamentes anvertrauen, hieß in Wahrheit nicht bloß die Autorität des Parlamentes hinzufügen und seinen letzten Willen durch dieselbe bestätigen; sondern es hieß gewissermaßen zur Sicherheit des Instrumentes und Garantirung desselben bey seiner Eröffnung, als seines Depositums, für das er stehen müsse, diese Autorität anerkennen.

Wer den König kannte, wer die Festigkeit seiner Grundsätze, die Stärke einer ununterbrochenen Gewohnheit, seine äußerste Delicatesse für alles, was auch nur in der größten Ferne den leisesten, nachtheiligen Bezug auf seine Autorität hatte, kannte, der mußte diese letzte Schwierigkeit für unübersteiglich ansehen.

Aber es war beschlossen, daß zur Bestrafung des durch einen doppelten Ehebruch der Welt gegebenen Aergernisses, der, welcher der erste aller Menschen und bis heute der einzige war, der durch ein Uebermaaß von Macht das Laster aus dem Nichts hervorgezogen und dadurch seine Nachfolger ermuntert hatte, dasselbe auch zu begehen, bey jedem Schritt, den er nachher zu Gunsten desselben thun würde, die Ungerechtigkeit und Schimpflichkeit desselben in ihrer ganzen Größe fühlen sollte;

sollte; daß er wider seinen Willen immer weiter vorschreiten und von Stufe zu Stufe, alle mit Widerstreben überschritten, endlich in der Reue seiner Seele und der Verzweiflung seiner Schwäche erseufzend noch so weit gehen sollte, daß er sein Laster durch die ungeheuerste entsetzlichste Apotheose krönte.

Um mit einem Male zu dem doppelten Ziele, das nicht getrennt werden konnte, nämlich zu der Fähigkeit zur Thronfolge, mit Namen, Titel und vollem Range eines Prinzen von Geblüt und zu dem Testamente zu gelangen; war die doppelte Stelle Voisins ein herrlicher Gewinn und ein Werkzeug in der Hand des Herzogs du Maine und der Frau von Maintenon, das stets gegenwärtig, und für alles gleich nothwendig und tauglich war, indem er als Kanzler und Staatssecretär, Gelegenheit und Vorwand hatte, den König zu jeder Stunde zu sprechen und mit ihm zu arbeiten: auf ihn fiel daher auch die ganze Bürde. Man mußte ganz Sklav und ein zu allem zu brauchender Diener seyn, um es zu wagen, sich mit der Einleitung einer solchen Sache zu befassen; aber noch mehr mußte man von der unglaublichen Schwachheit des Königs für den einen und die andere unterrichtet seyn und mußte jede abschreckende Ansicht der Sache und ihrer Folgen, alle Rechtschaffenheit, Religion, Ehre, Vaterlandsliebe aus den Augen setzen und sie auch nicht mit dem leisesten Faden berühren. Wenn man bedenkt, daß Voisin, der seine Tochter verheyrathet, der weder Sohn noch Neffen hatte, dessen Großvater einer der Blutschreiber des Parlamentes gewesen, der noch einmal so hoch über seinen Stand gestiegen war, und nichts mehr brauchte, als sich auf dieser Höhe zu erhalten, daß er nichts zu fürchten hatte, wenn er die Unmöglichkeit der Sache vorgewendet hätte, und sich noch dazu durch diese dem

Regenten so nützliche Handlung von Ehre und Klugheit seine Existenz nach des Königs Tode mehr gesichert hätte: so fühlt man sich bald geneigt, an die Wirklichkeit und Wahrheit der Teufelsbesitzungen zu glauben, wiewohl kein Sinn dafür spricht; und noch mehr wird man überzeugt, wenn man den Tod dieses unglücklichen Mannes dagegen hält.

Die beyden Consuln und ihr Lictor kamen demnach über alles und über die Rolle eines jeden von ihnen in dieser unglückseligen Tragödie mit einander überein: sie zweifelten nicht, daß ein so auffallender Vorschlag, der keinen Grund als den nahen Tod haben konnte, einem Könige von siebzig Jahren gethan der von dem Gedanken des Todes und von der Todesart aller seiner Kinder im Innern der Seele zerrissen war, mit Schmerz, Kränkung und Widerwillen werde aufgenommen werden. Auch beschlossen sie daß man es ihm nur nach und nach klug wiederhohlt beybringen müsse; denn sie fürchteten, daß ihnen durch ein Verbot, je wieder auf ein so hartes Gespräch zurückzukommen, Stillschweigen aufgelegt werden möchte. Jedesmal, wenn Voisin einen Versuch gewagt hatte, legte er seinen zwey Committenten Rechenschaft ab und schöpfte von ihnen neue Kraft und Einsicht. Diese, wiewohl behutsam geführte, Mine traf aber auf einen Felsen, der jedes Werkzeug abstumpfte; die Maintenon und du Maine änderten daher den Plan des Angriffs.

Sie ließen Voisin leiser zu Werke gehen, der sein Anbringen in Vorschläge umgekleidet hatte, um zu dem verabredeten Zwecke zu gelangen, während sie selbst sich dem Könige nur unter einer ganz andern Gestalt zeigten, als sie bis jetzt vor ihm angenommen hatten. Sie waren immer nur damit beschäftigt gewesen, ihm

zu

zu gefallen, und ihn jedes in seiner Art zu amüsiren, ihm seine Wünsche in den Augen zu lesen, ihn zu rühmen, mit einem Worte ihn anzubeten: sie hatten, soweit es möglich war, seit dem Tode der Dauphine, ihre Bemühungen verdoppelt, sie waren die einzigen, mit denen er lebte. Da sie ihn in dem, was sie für die Hauptsache ansahen, um welchen Preis es wäre, nicht nach ihrem Willen bewegen konnten, so wollten sie ihn dazu zwingen und nahmen daher eine andere Gestalt an, in der vollkommnen Zuversicht, daß sie dabey keine Gefahr liefen. Sie wurden nun beyde ernst, oft finster, stumm, thaten nichts für die Unterhaltung und ließen oft das, was der König dafür zu thun bemüht war, durchfallen; oft antworteten sie gar nicht, wenn es nicht geradezu eine Frage war: so daß dieser stolze König, der den demüthigen Bitten des Parlamentes und der größten Männer um irgend etwas für das öffentliche Wohl oft so stolz widerstanden hatte, sich so weit erniedrigte, die Insolenz seines Bastardsohns und einer Betschwester geduldig zu ertragen.

16.

Auf diese Weise gelang es der Anhaltsamkeit der beyden, welche von Seiten der Frau von Maintenon im Zimmer des Königs, so lange er sich daselbst befand und von Seiten des Herzogs du Maine in den Cabinets, im Privatzirkel, sich immer gleich blieb, dem Könige eine Last fühlen zu lassen, die um so trauriger war, als sie ihm unbekannt war. Durch diese zwangvolle finstere Verschlossenheit war sogleich auch der kleinen Zahl der Hofleute in den Cabinets und bey der Maintenon den wenigen Damen, die immer dieselben, an den Tagen, wo mit den Ministern keine Arbeit war, zu den Privat-Diners, zu den Concerts,

Spie-

Spielen gezogen wurden, dasselbe Schweigen auferlegt und dadurch aller Zeitvertreib und Erholung des Königs in Langeweile umgestimmt, ohne daß dieser sich wo anders hätte dafür entschädigen können.

Diese Damen waren Frau von O, Frau von Caylus, Madame Dangeau und Frau von Levi, die intime Freundin der Herzogin von Saint Simon und auch von jeher die meinige. Sie richteten sich stets nach Frau von Maintenon; sie ließen sich durch den Vorwand ihrer Unpäßlichkeit täuschen; aber als es zu lange und ohne alle Veränderung dauerte, als das Gesicht keine Spur von einer Krankheit zeigte, als sie in ihrem gewöhnlichen Leben keine Veränderung sahen, als der König auch so ernst und traurig wurde; so wurden sie stutzig und spähten und lauschten. Es beunruhigte eine jede die Furcht, daß sie die Ursache seyn möchte, und diese Furcht machte sie selbst immer mehr für die Gesellschaft untauglich, und mehrte den Zwang, den ihnen die Zurückhaltung und das Beyspiel der Fr. von Maintenon auflegte. In den Cabinets beschränkte sich alle Unterhaltung auf frostige Jagdgeschichten, auf das Gespräch von den Planen von Pambouillet, welches der Graf von Toulouse führte, der nicht zum Complot gehörte, aber kein guter Gesellschafter war, und auf einige Anecdoten, welche die geheimen Valets zum Besten gaben, die auch nachzulassen anfiengen, sobald sie bemerkten, daß der Herzog dû Maine nichts mehr auffaßte und sie nicht mehr, wie gewöhnlich, unterstützte. Marechal und die andern, erstaunt über diese ungewohnte Verschlossenheit des Herzogs dû Maine, sahen sich einander an und forschten nach der Ursache, die sie nicht zu entdecken vermochten. Alle sahen den König traurig, von Langeweile gequält; sie fürchteten deswegen für seine Gesundheit, aber keiner wagte oder wußte

etwas

etwas zu thun. Die Zeit vergieng und diese Verschlossenheit mehrte sich mit ihr.

So weit war es den von dem Aeussern des Privatzirkels unterrichteten gestattet durchzuschauen; und ich würde einen Roman und keine Geschichte schreiben, wenn ich von den unter vier Augen wahrscheinlich vorgegangenen Scenen, während der langen Zeit, daß diese Maschinerie ununterbrochen fortgesetzt wurde, etwas zu wissen scheinen wollte. Die Wahrheit fodert, daß man beydes sage, was man weiß und was man nicht weiß. Ich kann also nicht weiter gehen und in die tiefe Dunkelheit dieser Geheimnisse nicht eindringen. Gewiß ist, daß sich die beyden Privatzirkel zu eben so großem Erstaunen der Zeugen, als ihnen jene fortgesetzte Verschlossenheit verursacht hatte, auf einmal wieder versammelten. Sie konnten nicht besser die Ursache des Endes als die des Anfanges einsehen und gelangten auch nicht eher zu dieser doppelten Einsicht auf einmal, als einige Tage nachdem die Maintenon und dü Maine vor dem Könige, mit einer Art von Wucher, ihre gewohnte Gestalt wieder angenommen hatten; das heißt erst nach dem entsetzlichen Ausbruche des auf Frankreich einstürzenden, ganz Europa in Erstaunen setzenden, Ungewitters.

Ich muß nun zu dem abscheulichen Ereigniß gehen, welches dem andern so schnell folgte, mit dem es zugleich beschlossen worden. Wir haben schon aus den dem Könige gegen dü Maine entfallenen Aeusserungen, wegen des ihm für die Fähigkeit zur Thronfolge so eben zugestandenen und aus seinem so bedeutungsvollen Ton und Ausdruck gesehen, daß ihm diese Entsetzlichkeit ganz wider seinen Willen abgezwungen worden war. Wir wer-

werden sehen, daß der Monarch, der sich vor vielen andern in seiner Gewalt hatte, sich über das nämliche und über sein Testament noch weniger zurückhielt.

Einige Tage vorher, ehe diese Neuigkeit auskam, war er mit den beyden legitimirten Prinzen in Gegenwart des kleinen innern Zirkels der Valets, d'Antins und d'O's in seinem Cabinet. Noch voll von Unwillen über den Exceß des ihm von seinen legitimirten Kindern abgezwungenen vollen Standes und Rechtes als Prinzen von Geblüt und der Fähigkeit zur Thronfolge, sah er sie beyde an und sagte auf einmal mit einer Miene voll Verdruß und Aerger, indem er mit finsterm Blicke die Rede an dû Maine wendete: „Ihr habt es ge„wollt; aber wenn, statt daß ich euch jetzt noch so groß „mache und ihr es bey meinem Leben seyd, ihr nach „meinem Tode nichts seyd, so mögt ihr dann sehen, „wie ihr das geltend macht, was ich für euch gethan „habe, wenn ihr könnt." Alle Anwesenden fuhren bey dem so unerwarteten Donnerschlag zusammen, der so ganz dem Charakter und der Gewohnheit des Königs entgegen war, und wodurch der Ehrgeiz des Herzogs dû Maine und die Gewalt, die er der Schwachheit des Königs angethan, der sich dieselbe so wie dem legitimirten Sohne seinen Ehrgeiz und Ungestüm vorzuwerfen schien, in voller Blöße dargestellt wurde. Jetzt war dem geheimen Zirkel, der bis dahin so erstaunt und betroffen, und wegen der in diesem Zirkel so offenbar bemerkten Veränderung des Herzogs dû Maine (wovon wir gesprochen haben) so besorgt gewesen war, die Hülle weggezogen; und das, was zwey Tage nachher geschah, machte vollends alles klar. Die Bestürzung des Herzogs dû Maine bey diesem harten Ausfall des Königs, den kein sich darauf beziehendes Wort veran-

laßt

laßt hatte, schien außerordentlich. Alle, die dabey waren, die Augen auf den Boden geheftet, wagten nicht Athem zu holen. Eine ziemlich lange Zeit dauerte dieses tiefe Schweigen und wurde nicht eher unterbrochen, bis der König in seine Garderobe gieng, wo nun ein jeder wieder frey Athem schöpfte.

Er war in der That sehr über das, wozu man ihn zu bewegen gewußt hatte, aufgebracht; aber ähnlich einem Weibe, das Zwillinge gebiert, hatte er erst ein Ungeheuer geboren, er trug noch eins bey sich, dessen er sich entledigen mußte, und das ihn mächtig beängstigte, ohne ihm Zeit zu lassen, sich von den Schmerzen der ersten Geburt zu erholen.

17.

Der Hof befand sich zu Versailles, Sonntag den 27 Aug. 1714, als der erste Präsident de Mesmes und der Generalprocureur d'Aguesseau, welche der König hatte kommen lassen, zu Ende seines Levers in sein Cabinet traten. Sie hatten vorher den Kanzler besucht und daselbst waren auch die zum Instrumentalen und zur Depositenverwahrung gehörigen geblieben. Man kann sich vorstellen, daß, sobald dû Maine seiner Sache gewiß war, er mit dem ersten Präsidenten, seiner Creatur, gute Verabredung getroffen hatte. Als sie allein mit dem Könige waren, zog er aus einem verschlossenen Kästchen ein großes dickes Packet mit sieben Siegeln hervor. (Ich weiß nicht, ob nicht vielleicht der Herzog dû Maine das Mysteriöse der Apocalypse, durch diese sieben Siegel hat nachahmen und dadurch dieses Packet hat heiligen wollen.) Er übergab es ihnen und sagte: „Meine Herren, dieß ist mein „Testament. Niemand als ich weiß, was es enthält.

„Ich

„Ich übergebe es ihnen, um es im Parlament aufzu-
„bewahren, dem ich keinen größern Beweiß von Ach-
„tung und Vertrauen geben kann. Das Beyspiel
„meiner Vorfahren, und das Schicksal des Testaments
„meines Vaters, sagt mir sehr, was aus diesem auch
„werden könne; aber man hat es gewollt, man hat
„mich gequält, und mir keine Ruhe gelassen, was ich
„auch habe sagen mögen; nun wohl, ich habe mir
„Ruhe erkauft. Hier haben Sie es, nehmen Sie
„es mit sich, es mag damit werden, was da will;
„zum wenigstens werde ich Ruhe haben und nicht
„wieder davon sprechen hören." Nach diesen letz-
ten Worten, die er mit dem Kopfe nickend ziemlich
hart sprach, wandte er ihnen den Rücken, gieng in ein
ander Cabinet und ließ sie fast versteinert stehen. Sie
sahen sich einander an, stumm vor Erstaunen über das,
was sie gehört und was sie noch besser in den Augen
und dem ganzen Ausdrucke des Königs gelesen hatten;
und sobald sie wieder zu sich gekommen waren, giengen
sie weg und reisten nach Paris zurück.

18.

Man erfuhr es erst den Nachmittag, daß der
König ein Testament gemacht und es diesen Männern
übergeben habe. So wie die Neuigkeit sich verbrei-
tete, füllte Bestürzung den ganzen Hof; während die
Schmeichler, im Grunde eben so bestürzt als die übri-
gen am Hofe und als es nachher Paris war, den König
mit Lobsprüchen überhäuften. Den andern Tag, Mon-
tag den 28. kam die Königin von England von Chaillot,
wo sie sich beständig aufhielt, zu Frau von Maintenon;
der König kam sie daselbst zu sprechen. Sobald er
sie erblickte, sagte er, mit dem Ausdruck des Ver-
drusses: „Madame, ich habe mein Testament gemacht;

„man

„man hat mich gequält, daß ichs machen sollte; und, in„dem er seine Blicke auf Frau von Maintenon rich„tete, ich habe mir meine Ruhe erkauft. Ich kenne „die Untriftigkeit und Nichtigkeit des Testamentes: „wir vermögen alles was wir wollen, so lange wir le„ben; sind wir aber todt, so vermögen wir weniger „als Privatleute. Man braucht nur an das Schick„sal des Testamentes meines Vaters nach seinem Tode „und so vieler anderer Könige denken. Ich weiß es; „aber gleichwohl hat man es haben wollen: man hat „mir keine Ruhe, keinen Frieden, keinen Aufschub „gelassen, bis es gemacht war. Nun wohl, Mada„me, es ist gemacht; mag damit werden was es will, „wenigstens wird man mich nicht mehr plagen."

Worte wie diese, die die erlittene Gewalt, und den langen hartnäckigen Kampf, ehe er nachgegeben, seinen Verdruß und Widerwillen so ausdrucksvoll bezeichnen, Worte von so auffallendem starken Ausdruck erfordern einen eben so klaren bestimmten Beweis, als sie selbst sind. Hier ist er. Die Worte, die der König zum ersten Präsidenten und Generalprocureur sagte, habe ich von dem erstern selbst, der sie gewiß wohl gemerkt hatte. Doch bemerke ich, denn ich muß genau seyn, daß er sie mir erst lange nachher erzählt hat.

Ich war seit zwey Jahren mit ihm bis zu den größten Ausbrüchen gespannt gewesen. Es dauerte lange und er that nach der Vermählung seiner Tochter mit dem Herzog von Longes, worüber ich auf das heftigste aufgebracht war, so viel Schritte sich mit mir zu versöhnen, daß die Versöhnung endlich zu Stande kam. Und sie wurde so gut hergestellt, daß ich bey ihm alles vermochte, und daß seine Schwester, Frau

von Fonteville, eine Frau von seltener Frömmigkeit und Verstand, die intimeste Freundin von mir und meiner Frau wurde, die sich stets gleich geblieben ist.

Damals war es, daß mir der erste Präsident Wort für Wort alles erzählte, was ihnen der König bey Ueberreichung des Testamentes gesagt hatte. Es ist hier nicht der Ort, von dieser Spannung, noch weniger von unserer Versöhnung zu sprechen. Es ist auch nöthig, daß ich dasjenige beweise, was der König zu der Königin von England gesagt hat, was noch viel stärker und deutlicher ausgesprochen ist, weil er mit ihr freier reden konnte, vielleicht auch weil Frau von Maintenon gegenwärtig war, welche der Ausbruch seines Unwillens über die ihm angethane Gewalt am meisten traf. Ich erfuhr es zwey Tage darauf von Frau von Lauzun, der es die Königin von England noch in ihrem ersten Erstaunen erzählt hatte. Unser Erstaunen war so groß, daß Frau von Lauzun, gegen welche die Königin viel Freundschaft und Offenheit hatte, ihr ihre Aufwartung zu machen eilte, und sie sprach sie oft unter vier Augen, um sich es erzählen zu lassen.

Die Königin ließ sich nicht sehr bitten, so neu war noch ihr Erstaunen, und wiederholte ihr das Gespräch Wort für Wort, wie Frau von Lauzun es uns gesagt, und ich es eben aufgezeichnet habe. Die Wirkung desselben zeigte sich an der so ungewohnten Gesichtsveränderung des Königs, an der Veränderung seines ganzen Wesens, an der Kürze, Kälte und dem Stolze seines ungewöhnlich seltenern Sprechens, an der Art, wie er auf alles, was vorkam, antwortete, an der äussersten peinvollen Verlegenheit der Frau von

Main-

Maintenon, welche die vertrautern Damen in ihrer ganzen Größe sahen, und an der Niedergeschlagenheit des Herzogs du Maine, dessen üble Laune aber acht Tage dauerte und sich nur nach und nach wieder verlor. Es ist augenscheinlich, daß sie Auftritte erfahren hatten; aber sie waren im Besitz dessen, was sie so sehr gewünscht hatten, und erkauften es um den leichten Preis, eine vorübergehende Laune zu ertragen, noch dazu durch das, was ihnen begegnete, gesichert, daß, wenn sie es mit Geduld ertrugen und ihr gewohntes Betragen gegen ihn wieder annahmen und vielleicht verdoppelten, er sich bald nur zu glücklich schätzen würde, sich zu ergeben und die von ihnen so theuer erkaufte Ruhe ruhig zu genießen.

Sobald der erste Präsident und der Generalprocureur nach Paris zurückgekommen waren, schickten sie nach Handwerksleuten, die sie in einen Thurm des Palais, hinter dem Nebenzimmer der grand' chambre und dem Cabinet des ersten Präsidenten, dem Archiv gegen über führten. In die Mauer dieses Thurmes ließen sie ein großes Loch machen, legten daselbst das Testament nieder, ließen die Oeffnung mit einer eisernen Thüre und mit einem eisernen Gitter als zweyter Thüre verschließen, und zuletzt wieder zumauern. Die Thüre und das Gitter hatten drey verschiedene Schlösser, die Thüre und das Gitter hatten aber dieselben, und für jedes der drey Schlösser war ein Schlüssel, der also jedes der zwey Schlösser schloß.

Einen davon nahm der erste Präsident in Verwahrung, den andern der Generalprocureur und der Oberarchivar des Parlaments den dritten. Sie brauchten die Klugheit, ihn dem Oberarchivar zu geben,

weil diese Deposition gegen die Rechte des Archivs des Parlamentes war, um die Eifersucht zwischen dem zweyten Präsident à mortier und dem doyen des Parlamentes und die durch den Vorzug zu verursachende Trennung zu verhüten. Zu gleicher Zeit versammlete sich das Parlament und der erste Präsident referirte die Sache, wobey er so viel als möglich die Versammlung mit dem durch Uebergebung des Testamentes und anbefohlne Sicherung der darin enthaltenen Dispositionen bewiesenen Vertrauen und erzeigten Ehre zu schmeicheln suchte. Zu gleicher Zeit legten die Sprecher des Königs (gens du Roi) der Versammlung ein Edict vor, das der erste Präsident und der Generalprocureur aus den Händen des Kanzlers zu Versailles, an demselben Morgen, wo ihnen der König das Testament übergab, empfangen hatten. Sie ließen es ins Protokoll eintragen; es war sehr kurz. Der König erklärte darin, daß das dem ersten Präsidenten und Generalprocureur übergebene Packet sein Testament enthalte, in welchem für die Aufsicht und Vormundschaft des minderjährigen Königs und für die Wahl eines Conseil de Regence gesorgt sey, welche Dispositionen er aus gerechten Gründen nicht habe bekannt machen wollen; er wolle, daß das Testament im Archiv des Parlamentes aufbewahrt werde und daß in dem Augenblick, wo es Gott gefallen würde, ihn aus dieser Welt abzufodern, sie in voller Versammlung aller Chambren und der Prinzen und Pärs, in Gegenwart derselben, das Testament eröffneten und die Dispositionen desselben, welche als unverbrüchlich anzusehen seyen, publicirten und von dem Testamente an alle Parlamenter des Königreichs, auf Befehl des Conseil der Regence, Copien absendeten, welche in die Protokolle eingetragen werden sollten.

Die

Es wurde bemerkt, daß in dem ganzen Edict kein Wort von Achtung, von Vertrauen gegen das Parlament gesagt war, auch nicht einmal ein einziges Wort über die Wahl des Archivs zum Aufbewahrungsort und nichts, was auf die Bewahrung der Schlüssel Bezug gehabt hätte. Obgleich das, was der König zum Herzog dû Maine über die letzte, ihm zugestandne Gnade des Ranges der Prinzen von Geblüt und der Fähigkeit zur Thronfolge, und was er zum ersten Präsidenten und zum Generalprocureur und zur Königin von England über das Testament gesagt hatte, nicht öffentlich geworden war; so hatte doch das ausserordentliche Erstaunen derjenigen, die das erste mit angehört hatten, und die Verwunderung der zwey Magistratspersonen und der Königin etwas davon ahnden lassen.

Die Verstimmung des Königs war bekannt, man wußte den Grund nicht; der besser unterrichtete Theil des Hofes und durch diese andere, kannten im allgemeinen die Mißhandlung, den Verdruß, den Aerger des Königs; die sonderbare Trockenheit des Edicts bestätigte diese Ueberzeugung; und man zweifelte nicht, daß der König sich geweigert habe, das Edict in dieser Form zu geben und daß man darüber habe hinwegschlüpfen müssen.

Wir haben gesagt, das Gerücht vom Testamente habe allgemeine Bestürzung erregt. Es war das Loos des Herzogs dû Maine, zu erhalten, was er wollte, aber mit dem öffentlichen Fluche. Dasselbe Loos traf ihn auch in Rücksicht des Testamentes, aber als er es merkte, war er sehr darüber betroffen, und Frau von Maintenon sehr unwillig; und ihre Wachsamkeit und ihre Sorge wurde immer reger, um den König so ein-

zuschließen, daß das Gemurmel nicht bis zu ihm reichen konnte. Sie bestrebten sich daher mehr als je ihm zu gefallen, ihn zu unterhalten und die Lobsprüche, die Freude, die Bewunderung des Publikums über eine so großmüthige, so erhabene, und zugleich so weise, für die Erhaltung der guten Ordnung und der öffentlichen Ruhe so nothwendige Handlung vor ihm erschallen zu lassen. Jene Bestürzung war aber sehr natürlich, und um so mehr sah sich der Herzog du Maine getäuscht und in Verlegenheit. Er hatte alles vorzubereiten, jeden Weg zu ebnen geglaubt, wenn er den Herzog von Orleans so verdächtig und verhaßt machte. Es war ihm wirklich gelungen, aber er glaubte es noch weit mehr, als es in der That war. Seine Emissärs und seine eignen Wünsche hatten ihm alles vergrößert und er war von dem größten Erstaunen betroffen, als statt des öffentlichen Beyfalls, der, wie er sich geschmeichelt hatte, die Nachricht vom Testamente begleiten würde, gerade das entgegengesetzte statt hatte. Man sah zwar klar, daß das Testament gegen den Herzog von Orleans gerichtet war, denn hätte man ihm nicht eins versetzen wollen; so brauchte es gar keines, man brauchte nur die Sache ihren Gang gehen zu lassen. Eben so wenig hatte sich die mit so vieler Kunst und Anhaltsamkeit verbreitete Meynung und Stimmung gegen den Herzog von Orleans verloren: aber so nachtheilig man auch von ihm denken, welche Stimmung man haben mochte, so war man doch nicht so verblendet, daß man nicht gesehen hätte, daß er vermöge des unstreitigen Rechtes seiner Geburt, das die Disposition des Testamentes nur durch Entgegenstellung einer der seinigen gewichthaltenden Gewalt entkräften konnte, nothwendiger Regent sey; man sah ein, daß dadurch zwey Partheyen im Staate gebildet werden würden, wovon

eine

eine jede sich zu behaupten und die andere zu demüthigen durch die mächtigsten Triebfedern der Ehre, des Interesses, der Gefahr getrieben seyn würde; daß dann niemand der Nothwendigkeit, Parthey zu nehmen, entgehen könne, und daß die Wahl einer jeden von beyden, tausend Gefahren und tausend vielleicht gegründete Hoffnungen biete. Alle Privatleute seufzten schon zum voraus über ihr Schicksal, über sich selbst, über den dem Ehrgeize der Partheyen preißgegebenen Staat. Das Haupt der gerechtesten oder vielmehr der allein gerechten hatte man zum Abscheu gemacht; das Haupt der andern, alle erkannten dafür den Herzog du Maine, war nicht weniger aller Abscheu durch seinen zügellosen Ehrgeiz, der ihn bis zur Usurpation der Thronfolge getrieben, und von welchem er gespornt, nach des Königs Tode gegen den Regenten auftreten und Altar gegen Altar aufrichten zu wollen drohte; eine Aussicht, welche alle Gemüther empörte und die schrecklichsten Folgen zeigte. Man stellte eine Vergleichung zwischen den geheiligten Rechten des einen und den nichtigen des andern, zwischen den Versprechungen beyder an, die man von beyden Seiten verhaßt fand: aber die Tapferkeit, das erlittene Unrecht, das Recht des Blutes gab den Ausschlag gegen die Sache des Herzogs du Maine. Ich spreche hier nur von dem großen Haufen, der wenig unterrichtet, nur nach dem ersten Augenschein urtheilte. Wie weit mehr galt dieß von dem besser unterrichteten Theil, und der keinen Grund hatte, die Neutralität zu verlassen. Diese Betrachtungen, welche mehr oder weniger starken Eindruck machten, erzeugten jene Klagen, jenes Murmeln, das, obwohl von der Furcht gedämpft, doch nicht ungehört blieb. Was die Vernunft rieth, was die angesehnsten wünschten, war nichts weniger als ein versiegeltes Testament, das al-

les in Furcht erhielt und Partheysucht erweckte. Der Mangel an Männern, die durch ihre Thaten und Talente ausgezeichnet, und über andere hervorgehoben, die Vorgänger spielen und durch ihr Ansehn und Verdienste die andern nach sich ziehen konnten; die Minderjährigkeit aller Prinzen von Geblüt; jene falschen allgemein angenommenen, dem, welchem das unverbrüchliche Gesetz des Rechtes und der Nothwendigkeit die Zügel des Staates in die Hände geben mußten, so nachtheiligen Meinungen: alles dieß ließ wünschen, daß der König die der seinigen folgen sollende Regierung bestimmen möchte, aber nicht in solcher Dunkelheit.

Man wünschte, daß der König der Regierung die Einrichtung geben möchte, die er nach seinem Tode wünschte; daß er diejenigen, die er dazu bestimmte, gegenwärtig in sein Conseil und seine Geschäfte einführen möchte; daß er, im vollen Gebrauch seiner Gewalt, diejenige öffentlich bestimmen möchte, die der seinigen folgen sollte, in den Schranken und der Ausdehnung, die er ihr zu geben beschlossen; daß er den künftigen Regenten und diejenigen, die in jeder Art Theil an der Verwaltung nach ihm nehmen sollten, instruiren und einem jeden seine Sphäre anweisen und so sie in Uebung setzend, der Regierung Geist und Harmonie geben möchte. So hätte er Zeit gehabt, zu beobachten, zu verbessern, zu verändern, anzuordnen, was er gewollt hätte; so daß bey seinem Tode kein Wechsel statt gefunden hätte, die Veränderung hätte nicht einmal die Oberfläche der Geschäfte betroffen und man hätte nur in dem fortzufahren gebraucht, was er angeordnet und eingeleitet hätte.

Aber das, was der öffentliche Wunsch und der Wunsch des Verständigern, was der Vortheil des Staates war, war nicht der Wunsch und der Vortheil des Herzogs dû Maine. Er fürchtete zu sehr das öffentliche Aufsehn und den zukünftigen Regenten, der mit Ehre und Sicherheit, nicht ruhig hätte bleiben können. Er fürchtete die Vergleichung zwischen dem Gesetz und der blinden gewaltsamen Gunst, die Parallele zwischen der Grundveste des Königreichs, dem ächten Blut unserer Könige, von denen der Herzog von Orleans Enkel und Neffe war, und dem dunkeln Nichts einer so lasterhaften Geburt, die bis zum Herzog dû Maine unbekannt in der menschlichen Gesellschaft war; endlich die Vergleichung der kriegerischen Tugenden (so wichtig bei einer so kriegerischen Nation) und die Vergleichung der Nacktheit eines königlichen Enkels mit der ungeheuern Zusammenhäufung von Chargen, Gouvernements, Truppen, Rang und unerhörten Ehren, welche der Frucht des doppelten Ehebruchs zum coloßalischen Piedestal dienten, zu dessen Füßen alle Stände und Classen des Volks gedemüthigt und alles in Verwirrung untereinander geworfen lag, sobald er die Macht, die er zu usurpiren gewußt, nur einen Augenblick gebrauchen wollte.

Der Herzog dû Maine fürchtete die Stimmung, welche dergleichen zu tiefe Betrachtungen hervorbringen könnten, und die Reue des Königs, welche dessen Widerstreben und seine Klagen über die angethane Gewalt nur zu sehr fürchten ließen. Er fürchtete das zu zerstören, was er mit so viel Mühe aufgebaut hatte. Endlich fürchtete er, und vielleicht der König mehr als er, die Klagen derjenigen, welche nicht gewählt waren: der eine fürchtete sich Feinde dadurch zu

machen, die sich mit dem Herzog von Orleans verbinden könnten; der andere den Ungestüm der Mißvergnügten und böse Gesichter. Also war nichts weniger zu erwarten, als Geheimnisse enthüllt zu sehn, welche zu verhüllen den Urhebern derselben so sehr am Herzen lag.

Denkwürdigkeiten

des Herzogs von Saint-Simon.

Vierzehntes Buch.

Ende der Regierung Ludwigs des XIV.

Inhalt.

1. Armuth des Staates. Anecdoten die Finanzen des Staates und die Einführung des Zehnten betreffend. 2. Niederträchtigkeit einiger Doctoren der Sorbonne. 3. Die von ihnen gegebene Entscheidung des vorgelegten Gewissensfalls veranlaßt die Auflegung eines Impots. 4. In einem Augenblicke des Bedürfnisses schmeichelt der König dem Samuel Bernard, um von ihm Geld zu erhalten. 5. Bey einer andern Gelegenheit schickt der König sein Geschirr in die Münze und ermahnt die Großen ein Gleiches zu thun. 6. Anecdoten und Spöttereyen der Ausländer darüber. Der König ist genöthigt, im J. 1688 sein Silberzeug und seinen silbernen Thron zu verkaufen. 7. Basnille schlägt die Einführung der Kopfsteuer vor, welche auch zur Wirklichkeit kommt. 8. Pächter und Plusmacher kommen in Untersuchung. 9. Mißliche Lage der Geschäfte zu Ende der Regierung Ludwigs XIV. 10. Nothwendigkeit der genauesten Oeconomie in den Geschäften.

11. Das J. 1709. 12. Standhaftigkeit des Königs mitten in seinem widrigen Geschick. 13. Der König ergiebt sich ganz der Frau von Maintenon, die ihn leitet.

14.

14. Tod und Charakter des Herzogs von Berry. 15. Intriguenspiel wegen der zu wählenden Instructoren, Gouverneurs und andern Lehrer des künftigen Königs. 16. Recapitulation der Begebenheiten der Regierung Ludwigs XIV.

17. Der König sieht seinen Tod herannahen, ohne ihn zu fürchten. 18. Er erkennt, daß er Schwachheiten der menschlichen Natur unterworfen sey. 19. Der König täuscht auf seinem Sterbebette seinen Neffen, den Herzog von Orleans, den zukünftigen Regenten, den Inhalt des Testamentes betreffend. 20. Es läuft das Gerücht, daß der König auf dem Sterbebette Jesuit wurde und das Gelübde der Gesellschaft ablegte. 21. Der König ist in seinen letzten Augenblicken von der Frau von Maintenon, von den Devoten und von seinen legitimirten Kindern verlassen.

22. Stimmung der Gemüther beym Tode Ludwigs XIV.

I.

Die so demüthigende Unmöglichkeit, den Frieden zu erhalten, die er erfahren hatte, und die Erschöpfung, in welcher sich das Königreich befand, hatte den König ehedem in die grausamste Beängstigung und Desmarets in die tödlichste Verlegenheit gesetzt. Das Papiergeld aller Art, womit das Gewerbe überschwemmt war, und das alles mehr oder weniger den Credit verloren hatte, verursachte eine Verwirrung, für die kein Mittel zu finden war. Alle die billets d'etat, billets de monnoye, billets des receveurs généraux, billets sur les tailles, billets d'uſtenſiles machten den Ruin der Privatleute, welche der König zwang, sie zur Bezahlung dessen, was er schuldig war, anzunehmen. Sie verloren daran die Hälfte, zwey Drittel und noch mehr und gegen den König so gut als gegen andere.

Dieser Verlust bereicherte die Leute von Geld und Vermögen auf Kosten des Publikums. Der Umlauf des Geldes stockte, weil es an Münzsorten fehlte, indem der König nichts mehr bezahlte und immer einzog, und indem alles, was sich von Münzsorten außer seinen Händen befand, wohl verschlossen in den Koffern der königlichen Pächter verwahrt lag.

Eine

Eine doppelte und dreyfache, nach der Willkühr der Provinzialintendanten auferlegte, Kopfsteuer, Impostis auf Waaren und Lebensmittel, auf das Vierfache ihres Werthes, taxes d'ailés und andre Auflagen von aller Art und auf alle Arten von Dingen: alles dieß drückte, Adliche und Bürgerliche, Seigneurs und Geistliche zu Boden, ohne daß das dadurch Gewonnene für den König hinreichend war. Er erpreßte das Blut seiner Unterthanen ohne Unterschied, bis auf das Herzblut und bereicherte ein Heer von Pächtern und Einnehmern dieser verschiedenen Arten von Auflagen, in deren raubgierigen Händen der größte Theil des baaren Geldes blieb.

Desmarets, auf welchen der König endlich in Betreff der Finanzen all sein Vertrauen zu setzen genöthigt war, kam auf den Gedanken, außer so vielen Auflagen, jenen königlichen Zehnten von allem Eigenthume jeder Gemeinheit und jedes Privatmanns im Königreich einzuführen, (den auf die eine Weise der Marschall von Vauban, auf die andere Boisguilbert ehemals vorgeschlagen hatten, wie ich es angeführt habe *),) als eine einzige einfache Taxe, die für alles hinreichend seyn und ganz und ungetheilt in die Koffer des Königs kommen und jede andre Auflage, selbst die Steuer, bis auf ihren Namen aufheben sollte. Man weiß, wie die Finanziers davor erschraken, wie die Minister darüber erröthteten, mit welchem Abscheu dieser Vorschlag verworfen wurde und wie sehr jene beyde trefflichen, staatsklugen Bürger sich dadurch zu Grunde gerichtet hatten, **) sie, deren einzige Triebfeder die Liebe zum öffent-

*) Im Artikel Vauban.

**) Diese Operation hat schon manche zu Grunde gerichtet, und wird noch manche zu Grunde richten, die sie versuchen werden. (Note geschrieben im J. 1787, im Monat Junius, von einem Parlamentsrathe.)

öffentlichen Wohl gewesen war. Wir müssen uns hier daran erinnern, indem Desmarets, der dieses System nicht aus den Augen verloren hatte, jetzt zu dem Zehnten, nicht als zu einem Hülfsmittel in der Noth (welches ein unverzeihlicher Fehler in der Finanzwissenschaft ist), sondern als zu einer Ueberschuß gebenden Hülfsquelle seine Zuflucht nahm. Ohne jemand ein Wort zu sagen, machte er seinen Entwurf und gab ihn zur Prüfung und Ausfeilung einem ausdrücklich dazu von ihm niedergesetzten Büreau, dessen Mitglieder der Staatsrath Bouville, der Mann seiner Schwester, der Staatsrath Nointel, der Bruder seiner Frau, der Staatsrath Vauxbourg, sein Bruder, der Intendant der Finanzen Bercy, sein Eidam, der Maitre des Requetes, Harlay-Coeli, sein Getreuer, der nachher als Staatsrath und Intendant von Paris gestorben ist, und drey Finanzmeister waren.

Diesem so schön gewählten Collegium war also die Direction der Sache, die Execution derselben und die Ausfertigung des Edictes übergeben. Der einzige Nointel verabscheute diese so ungeheure Erpressung und entschuldigte sich mit der Arbeit des Proviant-Büreaus, die er hatte, daß er an diesem nicht arbeiten könne. Er wurde von einem der drey Generalpächter nachgeahmt, dem wahrscheinlich noch eine Art von Herz geblieben war. Man erstaunte, daß Vauxbourg sich nicht davon zurückgezogen hatte, er, der so viel Rechtschaffenheit und Frömmigkeit besaß und sich von den Intendantenstellen, wo er lange und gut gearbeitet hatte, zurückgezogen hatte. Diese Commissarien arbeiteten demnach mit Fleiß und großer Anstrengung an Wegräumung der Schwierigkeiten, die sich von allen Seiten zeigten. Man mußte zuerst von jedem eine aufrichtige, bestimmte, unverholne Angabe seines Vermögens, sei-

ner Activ- und Passiv-Schulden und der ganzen Lage seines Vermögens haben, man mußte davon sichere Beweise haben und Mittel finden, hierin nicht getäuscht zu werden. Um diese Punkte drehten sich alle Schwierigkeiten.

Das Unglück, das der Impost selbst mit sich brachte, achtete man nicht; man achtete nicht die Verzweiflung einer so ungeheuern Menge Menschen von allen Ständen; die Schande so vieler, wenn sie selbst die Geheimnisse ihrer Familien enthüllen sollten; die Banquerote so vieler, die sich bloß durch Ruf und Credit gehalten, und, wenn diese aufhörten, unvermeidlich zu Grunde gehen mußten; die Schwierigkeiten der Vermögensangaben; den Brand der Verheerung in so vielen Familien durch diese grausamen Angaben, durch diese Fackel an ihre schimpflichsten Seiten gehalten, entzündet; mit einem Worte, das ganze Abscheuliche jener gottlosen Zahlungen, welche immer den Zorn des Schöpfers gereizt haben, daß er den Urhebern derselben in den schrecklichsten Züchtigungen seine schwere Hand hat fühlen lassen.

Die Zeit von weniger als einem Monat war für den Scharfsinn dieser menschlichgesinnten Commissarien hinreichend, um dem Cyclopen, der ihnen den Auftrag gegeben hatte, von diesem schönen Entwurfe alle mögliche Rechenschaft zu geben.

Er durchsah mit ihnen das Edict, das sie ausgefertigt hatten und das ganz mit Drohungen gegen die Uebertreter, welche man entdecken würde, gefüllt war, worin aber keine Rücksicht auf die mit dem Besitze des Vermögens nothwendig verknüpften Beschwerden genommen war; und nun war von weiter nichts die Rede, als die Genehmigung desselben zu bewerkstelligen.

gen. Desmarets legte demnach dem Könige diese Sache vor, die er im besten Lichte zu zeigen wußte. Aber der König, wiewohl der enormesten Auflagen gewohnt, entsetzte sich nicht wenig vor dieser. Seit langer Zeit hörte er von nichts als von dem größten Elende sprechen; dieser Zuwachs beunruhigte ihn und versetzte ihn in eine so auffallende Traurigkeit, daß sie die geheimen Valets mehrere Tage hintereinander bemerkten und darüber so in Sorgen waren, daß Marechal, der mir diese ganze interessante Anecdote erzählt hat, den Muth faßte, ihn um diese Traurigkeit, die er seit mehrern Tagen an ihm bemerkte, und die ihn für seine Gesundheit fürchten ließ, zu befragen. Der König gestand ihm, daß er außerordentlich bekümmert sey, schob es aber unbestimmt auf die Lage der Angelegenheiten überhaupt.

2 und 3.

Acht oder zehn Tage nachher, die unter derselben Melancholie vergangen waren, zeigte der König seine gewohnte Ruhe wieder. Er rief Marechal zu sich und sagte ihm unter vier Augen, jetzt, da er wieder ruhig sey, wolle er ihm wohl sagen, was ihn so heftig bekümmert und was ihm den Kummer abgenommen habe. Hierauf erzählte er ihm, daß, nachdem ihn die außerordentlich dürftige Lage seiner Finanzen zu verzweifelten Auflagen gezwungen habe, er sich von neuem in die Nothwendigkeit versetzt sehe, dieselben beträchtlich zu vermehren; daß ihn außer dem Mitleid noch Gewissens-Zweifel, ob er das Eigenthum des Volkes so an sich reißen dürfe, gequält hätten, daß er sie endlich dem P. Tellier entdeckt habe, daß dieser sich einige Tage Bedenkzeit ausgebeten, und ihm denn ein casuistisches Consultum, nicht von den Vätern seiner Gesellschaft,

(die nicht compromittirt werden durften), sondern von den gelehrtesten Doctoren der Sorbonne (da die Sorbonne nicht in corpore hatte entscheiden wollen) gebracht habe, des Inhalts: daß alles Eigenthum der Franzosen Eigenthum des Königs sey und daß, wenn er es nähme, er nur das nähme, was ihm gehörte. Der König gestand, daß ihn diese Entscheidung sehr beruhigt *), ihm seine alten Zweifel benommen und ihm die verlorne Heiterkeit wiedergegeben habe; aber Marechal war darüber so erstaunt, so betroffen, daß er kein Wort hervorbringen konnte. Glücklicherweise verließ ihn der König, sobald er seine Rede geendigt hatte und ließ Marechal allein, der nicht wußte, wo er war. Diese Anecdote, die er mir einige Tage nachher erzählte, als er sich noch immer nicht von seinem Erstaunen erholt hatte, bedarf keines Commentars. Sie zeigt, ohne daß man es hinzuzusetzen braucht, was aus einem Könige werden könne, der einem solchen Beichtvater preiß gegeben ist und sich ihm allein anvertraut, und was aus einem Staate werden könne, der in solchen Händen ist. **)

4.

Dieß war aber nicht das einzige mal, daß man den König zu solchen Mitteln Zuflucht nehmen sah, um seine Subsistenz zu fristen. Man hat oft diese Majestät zu Privatleuten, seinen Unterthanen Zuflucht nehmen sehn, um von ihnen Geld geliehen zu bekommen. Einesmals als der Hof zu Marly war, sah man Desmarets

*) Ludwig XIV hatte immer geglaubt, daß er nicht einmal das Recht habe, ohne Bewilligung seiner Unterthanen eine Auflage einzuführen.

**) Ludwig XVI ist weit gerechter gegen seine Unterthanen gewesen; er hat erklärt, daß er ohne Einstimmung der Nation keine Auflagen einführen könne.

marets mit dem bekannten Banquier Samuel Bernard, den er zu sich zum Diner und zu Unterhandlungen eingeladen hatte, sich vor dem Könige präsentiren. Dieser Samuel Bernard war der reichste Pächter in Europa, er wußte es und verlangte eine verhältnißmäßige Behandlung. Auch behandelten ihn die Generalcontroleurs, die oft seiner mehr als er ihrer bedurfte, mit Achtung und der größten Auszeichnung. Als der König ihn bemerkte, sagte er zu Desmarets, er freue sich sehr, ihn und Hrn Bernard zu sehen, und zu diesem: „Lieber Herr Bernard, Sie haben noch nie Marly „gesehen, kommen Sie mit mir spazieren, um es zu „besehen; und wenn ich es Ihnen gezeigt habe, so soll „Sie Desmarets wieder haben." Bernard folgte und während des ganzen Spaziergangs sprach der König mit niemandem, als mit Bergheyck und ihm, mit einem so lange als mit dem andern, führte sie überall herum, zeigte ihnen auch seinen Garten, und behandelte sie mit Gnade, die er, wenn er wollte, so gut zu erzeigen verstand.

Ich wunderte mich und ich war nicht der einzige, wie sich ein König (der so karg mit seinen Worten war,) gegen einen Menschen von Bernards Classe so viel vergeben könne. Aber ich erfuhr bald die Ursache, und sah, wie weit oft die größten Könige gebracht werden können. Desmarets hatte kein Geld, und was noch mehr war, er hatte keinen Credit. Ueberall in Paris hatte er angeklopft; aber man hatte so oft und so ganz alle Arten von gegebenen Versprechungen, selbst die bestimmtesten, gebrochen, daß er nichts als Entschuldigungen, verschloßne Thüren und abschlägliche Antworten fand.

Bernard hatte, wie die übrigen, nichts vorschießen wollen, denn man war ihm sehr viel schuldig; und

vergebens stellte ihm Desmarets die ausserordentliche Noth vor, und welche ungeheuren Gewinne er mit dem Könige gemacht habe: er blieb unerschüttert. Da war nun der König und die Minister in der schrecklichsten Verlegenheit. Desmarets sagte dem Könige, daß, alles erwogen, niemand als Bernard aus der Verlegenheit helfen könnte: man müsse aber seinen Willen und die insolente Hartnäckigkeit, die er bewiesen habe, zu brechen suchen: er sey ein Mensch voll Eitelkeit, fähig Haab und Gut hinzugeben, wenn ihm der König schmeichelte.

In der dringenden Nothwendigkeit willigte der König ein, und um weniger den Wohlstand zu verletzen und keine abschlägliche Antwort zu riskiren, schlug Desmarets das oben beschriebene Mittel vor.

Bernard ließ sich betriegen. Er kam von der Promenade zurück so vom Könige bezaubert, daß er sagte, er wolle lieber den Banquerot riskiren, als den König in der Verlegenheit lassen und rühmte ihn voll Enthusiasmus. Desmarets wußte das gut zu benutzen und erhielt mehr von ihm, als er gewollt hatte.

5.

Dasselbe Geldbedürfniß nöthigte Ludwig XIV ähnliche demüthigende Schritte zu wiederholen, oder Dinge zu unternehmen, die auf jeden Fall ihm Gewalt anthun mußten. Dieß war der Fall, als er sein Geschirr in die Münze gab. Die Sache war so.

Das garstige Geschöpf, das der Herzog von Grammont geheyrathet hatte, war auf Befehl des Königs von Bayonne zurückgekommen, wo ihre Räubereyen, halb mit List halb mit Gewalt verübt, zu sehr an Tag ge-

gekommen waren, wo sie ungestraft die Perlen der Königin von Spanien gestohlen und auf jede Weise den Respect verletzt hatte. Sie befand sich in Verzweiflung, als sie sich in Paris von dem erheyratheten Rang und Ehre ausgeschlossen sah.

In Erwartung Rouille's, der, bey Torcys Ankunft, an Hof zurückzukommen Befehl hatte, hielt man es für dienlich, den Eifer aller Stände des Königreichs wieder anzufachen, indem man ihnen die unmäßigen Bedingungen oder vielmehr Befehle der Feinde, durch einen gedruckten Brief des Königs an die Gouverneurs der Provinzen, bekannt machte, um zu zeigen, wie weit der König gegangen sey, um den Frieden zu erhalten, und wie unmöglich es sey, so Frieden zu schließen.

Der Erfolg war, wie man ihn wünschte. Es war ein Geschrey des Unwillens und der Rache; es war ein Vorsatz aller, Haab und Gut zur Fortsetzung des Kriegs aufzuopfern. Man sprach von nichts als von ähnlichen Ausserordentlichkeiten, um seinen Eifer zu bezeugen: denn so lebhaft ist immer der Eifer der Franzosen für ihre Könige gewesen; (was diesen die Lehre geben sollte, daß sie ein Volk lieben, schonen, schützen müssen, das unter alten und neuen Völkern seines Gleichen nicht hat.) Alles war also voll Unwillen und schrie Rache; und in dieser Art von Verwirrung glaubte diese Grammont ein Mittel zu finden, um das, was ihr untersagt war und was sie so leidenschaftlich wünschte, zu erhalten. Sie that ihrem Gemahl den Vorschlag, dem Könige sein Silbergeschirr anzubieten, in der Hoffnung, daß dieses Beyspiel nachgeahmt und ihr der Ruhm der Erfindung eines so promten, leichten und beträchtlichen Hülfsmittels werden würde. Zum Unglück für sie sagte es der Herzog von Grammont, als

er eben ihren Vorschlag ausführen wollte, seinem Eidam, dem Herzog von Boufflers. Der Marschall fand den Gedanken vortrefflich, wurde davon ganz bezaubert und folgte dem Beyspiel seines Schwiegervaters und bot auch sein Geschirr an, das sehr beträchtlich und kostbar war, und machte so viel Wesens, indem er alle Welt dazu ermunterte, daß er für den Erfinder galt, und man nicht einmal an die alte Grammont und an den Herzog von Grammont dachte, welche sich beyde getäuscht sahen und worüber die Alte wüthend war. Er hatte Chamillard, seinem alten Billardfreunde, gesagt, daß er mit dem Könige davon sprechen möchte. Das Anerbieten fand bey dem Minister und durch diesen bey dem Könige Eingang. Boufflers gieng geradenwegs zu dem Könige selbst und erndtete für sich und seinen Schwiegervater sehr vielen Dank.

Sogleich flog die Neuigkeit umher. La Rochefoucault ließ sich im Augenblicke zum Könige führen, der eben im Begriff war, zu Frau von Maintenon zu gehen, und den er mit einem Anfall von lebhaften Klagen und Vorwürfen und die Hofleute nicht weniger in Erstaunen setzte; denn dießmal erwartete er ihn auf dem Wege. Das Ende dieser starken Convulsionen, die Ursache seines Mißvergnügens und seines tiefen Unglücks war, daß der König, der von jedermann das Silbergeschirr anzunehmen geruhte, ihm nicht die Gnade erzeigt hätte, ihm vorallererst das seinige abzufodern. Der König antwortete, er habe hierüber noch keinen Entschluß gefaßt, wenn er aber das Geschirr annehmen wollte, so würde er ihn benachrichtigen lassen, und übrigens danke er ihm für seinen Eifer. Der blinde Herzog verdoppelte seine Beeiferungen und sein Geschrey, statt der Worte, die sich ihm nicht häufig darboten, und verfolgte damit den König, so weit er konnte,

konnte. Endlich kehrte er voll Selbstzufriedenheit in seinen Hundestall zurück.

6.

Das Gerücht von Ueberlieferung des Silbergeschirrs machte großen Lermen am Hofe. Niemand wagte das seinige anzubieten, jedermann that es weh. Manche sahen es als das letzte Hülfsmittel an, dessen sich zu berauben sie schmerzte; und andere scheuten die Unreinlichkeit des Zinns, dessen man sich ehedem lange bedient hatte, und des irdenen Geschirrs. Die sklavischgesinntesten scheuten sich vor einer undankbaren Nachahmung, deren ganzer Dank auf den Erfinder fiel.

Der König sprach davon den andern Tag im Conseil der Finanzen und bezeigte seine Bereitwilligkeit, das Geschirr von allen anzunehmen. Der Vorschlag hiezu war schon ehedem gemacht und von Pontchartrain als Generalcontroleur verworfen worden, der nun als Kanzler nicht günstiger davon dachte. Man setzte ihm entgegen, die Erschöpfung der Finanzen habe sich seit dieser Zeit vergrößert und die Mittel vermindert. Er widerlegte diesen scheinbaren Einwurf; er stellte vor, wie wenig Nutzen eine für die Privatleute so beträchtliche Aufopferung bringe, wie kurz die Hülfe sey und wie es keinen reellen Vortheil gewähre. Er sprach von der Verlegenheit, von dem Schmerze, welche diese Aufopferung den meisten verursachen würde, von dem Unangenehmen, das die Ausführung selbst für die haben würde, die es mit dem besten Willen thäten; er stellte die Schimpflichkeit der Sache an sich selbst vor; den sonderbaren Contrast zwischen den Seigneurs vom Hofe und denen des ersten Standes, die nicht am Hofe wären, die auf Porcellan essen würden, und den

Privatleuten in Paris und in den Provinzen, die auf Silber essen würden, wenn man es eine freye Handlung seyn ließe; und im andern Falle, die allgemeine Verzweiflung und die vorfallenden Vergrabungen und Verhehlungen. Er stellte den daraus erfolgenden Mißcredit der Finanzen vor, deren Erschöpfung nach Ergreifung dieses Mittels als auf den höchsten Grad gestiegen erscheinen müßte; das im Auslande dadurch erregte Aufsehn, die Kühnheit, die Verachtung, die Hoffnungen, welche dieß den Feinden gäbe; er erinnerte an ihre Spöttereyen, als im Kriege von 1688 so viel kostbare Möbeln von massivem Silber, die in der Gallerie zu Versailles eine so schöne Wirkung gethan und das Erstaunen der Fremden erregt, bis auf den silbernen Thron des Königs in die Münze geschickt worden und wie wenig es gefruchtet habe; und endlich stellte er den unschätzbaren Verlust aller der bewundernswürdigen Façons vor, die oft weit theurer als das Metall seyen, die der Luxus bey den Silberservicen eingeführt, und die für einen jeden reiner Verlust seyn würden. Desmarets war derjenige, auf welchem die Last der Finanzen ruhte; jenes Mittel erleichterte sie ihm um einige Millionen; er stimmte also noch immer mit demselben Nachdruck dafür.

Auch der König blieb, ungeachtet aller dieser Gegenvorstellungen, standhaft bey dem ersten Vorsatz, zwar niemanden zu zwingen, aber das ihm gutwillig Dargebrachte anzunehmen. Es gab nun zwey Wege den guten Bürger zu machen, entweder das Geschirr dem königlichen Goldschmidt Launay zu übergeben, oder in die Münze zu schicken. Diejenigen, die ihr Geschirr hergaben, schickten es zu Launay, der über Namen und Anzahl ein Register führte. Der König sah alle die ersten Tage die darüber geführte Liste durch und

versprach

versprach mündlich das empfangene Gewicht wieder zu erstatten, sobald es die Finanzen des Königreichs erlaubten, und sie von den Gebühren zu befreyen. Aber keiner hoffte es.

Die hingegen, die den Preis ihres Geschirrs wollten, schickten es in die Münze; man schrieb ihre Namen auf und bezahlte sie. Mehrere wurden dadurch gereizt, bey dieser unschimpflichen Gelegenheit ihr Silbergeschirr zu verkaufen und halfen sich dadurch bey dem großen Geldmangel. Nach geschlossener Rechnung waren kaum hundert Personen auf Launays Liste und das Ganze des in die Münze und an Launay Geliefterten belief sich auf nicht mehr als drey Millionen. Die am Hofe und die größen Häuser zu Paris wagten nicht sich davon zu dispensiren; andere folgten ihrem Beyspiele, um sich Ansehn zu verschaffen; aber der größte Theil verschloß sein Silbergeschirr, um es in einer bessern Zeit wieder hervorzuziehen. Ich lieferte davon tausend Pistolen an Werth und das übrige ließ ich einschließen. Laufün, der sehr viel Silberzeug, und von dem besten, besaß, hatte einen entsetzlichen Widerwillen gegen die Ablieferung, den auch sein Höflingssinn nicht überwinden konnte. Der Herzog von Villeroy fragte ihn, eben als ich mit dem Herzog de la Rochegnyon und einigen andern bey ihm war, ob er sein Silberzeug geliefert habe. „Noch nicht," antwortete er ganz kleinlaut; „ich weiß nicht, an wen „ich mich wenden soll, um mir die Gnade zu verschaf„fen, es los zu werden. Was weiß ich, ob nicht alles „unter der Schürze der Herzogin von Grammont pas„siren muß, die diesen Einfall gehabt hat?" Wir mußten fast vor Lachen bersten; er aber war voll Verlegenheit und verließ uns.

Alle

Alle die Großen versahen sich binnen acht Tagen mit Fayence; sie leerten die Kramläden aus und machten, daß diese Waare reißend abgieng, während die Mittelmäßigen sich immer ihres Silberzeugs bedienten. Der König sprach auch davon, daß er sich Fayence anschaffen wolle; aber er schickte nur sein Goldgeschirr in die Münze. Der Herzog von Orleans gab auch das wenige, was er hatte, her; aber der König und die königliche Familie assen auf Silber oder plattirtem Service und die Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt auf Fayence. Der König erfuhr nachher, daß man betrüglich zu Werk gegangen sey, und sprach davon mit Bitterkeit, die aber weiter keine Wirkung hatte, als daß das Verdienst des Herzogs von Grammont und seiner garstigen Gemahlin, welche die Urheber eines so schimpflichen und wenig fruchtenden Ausbruchs gewesen waren, höher stieg. Sie waren dennoch nicht die Betrognen dabey: sie verschlossen das schöne prächtige Service, das sie hatten, und das alte trug die Frau selbst in die Münze und ließ es sich ordentlich bezahlen.

D'Antin, der eins der schöngearbeitetsten hatte, war unter den ersten auf Launay's Liste; aber sobald er Witterung von der Sache hatte, war er nach Paris geeilt, hatte eine Menge prächtiges Porcellan um einen hohen Preis gekauft und ließ auch zwey Fayence-Gewölbe ausleeren.

Drey Monate nachher fühlte der König das schimpfliche dieses Schrittes und gestand sogar, daß er ihn reue.

7.

Dasselbe Geldbedürfniß hatte auch in einem Zeitpunkte, wo man keinen Ausweg wußte, die Kopfsteuer veran-

veranlaßt. Die Erfindung und der Vorschlag kam von Lamoignon von Basville, jenem bekannten Intendanten von Languedoc, dem Erfinder der abscheulichen Dragonaden.

Eine so leicht nach Willkühr aufzulegende, eben so leicht zu vermehrende und so leicht zu erhebende Abgabe war für einen Generalcontroleur, der in Verlegenheit war, für alles Rath schaffen zu müssen, sehr verführerisch.

Pontchartrain setzte sich gleichwohl lange mit allem Nachdruck entgegen: denn er sahe die schrecklichen Folgen davon vorher und sagte, die Auflage sey von der Art nie wieder aufzuhören. Endlich mußte er dem Geschrey, Bedürfniß und den Cabalen nachgeben und die Kopfsteuer gieng durch und dauert noch.

8.

Ein ander mal befand sich Ludwig XIV wieder in einer solchen Lage, daß alles in Bewegung gesetzt werden mußte, um Geld zu schaffen, und daß man sich auf alles gefaßt halten mußte.

Man fieng damit an, in der Stille eine Untersuchung über die Finanziers und Unterhändler anzustellen, deren Gewinn während des Kriegs ungeheuer gewesen war. Chamillard erhielt mit vieler Mühe Erlaubniß, sich bey dieser Operation Desmarets's bedienen zu dürfen. Er spielt in der Folge eine zu wichtige Rolle, als daß es nicht nützlich seyn sollte, ihn gleich von jetzt an kennen zu lernen. Er war ein großer wohlgewachsener Mann, von angenehmer Gesichtsbildung, die einen sanften vernünftigen Character versprach, was aber im geringsten nicht Probe hielt. Sein Vater war Schatzmeister von Frankreich zu Soissons, der nach seinem Stande

Stande reich war, von Geburt der Sohn eines Bauern in der Gegend von Noyon, der sich durch die mehrjährige Pachtung der Oekonomie der Abtey Oreamp bereichert hatte, in seiner Jugend aber ein bloßer Bauer gewesen war. Sein Sohn, Schatzmeister von Frankreich, hatte eine Schwester von Colbert, lange vor dem Steigen dieses Ministers, geheyrathet, der nachher seinen Neffen Desmarets in seine Büreaus nahm und ihn später zum Intendanten der Finanzen machte.

Er war ein Mann von geradem Verstande, langsam und träg, den aber Ehrgeiz und Gewinnsucht stachelten, so daß sein Vetter Hr von Seignelay, dem ihn Colbert immer zum Vorbild vorstellte, einen Abscheu vor ihm hatte. Er brachte es dahin, daß er die Tochter des Conseilsecretärs Bechameil heyrathete, der nachher Sürintendant der Finanzen und Geschäfte Monsieurs wurde, als er Boisfranc, den Schwiegervater des Marquis von Gevres, verabschiedete.

Von seinem Oncle auferzogen und geleitet hatte Desmarets dessen Maximen eingesogen und dessen ganze Kunst der Führung der Finanzen gelernt. Er hatte vollkommne Kenntniß von allen verschiedenen Theilen derselben; und da alles durch seine Hände gieng, so war niemand so ganz von den Unterschleifen der Finanziers, von dem Gewinn, den sie zu seiner Zeit gemacht hatten, und, vermöge dieser Kenntnisse von dem, den sie nachher gemacht haben konnten, unterrichtet. Ganz kurz vor Colberts Tode kam man auf den Gedanken, eine Menge kleiner Geldstücken von drey und einem halben Sous Werth zur Erleichterung des täglichen Verkehrs unter dem Volke schlagen zu lassen.

Desmarets hatte mehrere Güther acquirirt, unter andern Maillebois und die Verpfändung der Domaine Cha-

Chateauneuf und mehrere andere Arten von Besitzungen; er hatte das von d'O, dem Surintendanten der Finanzen Heinrichs III und Heinrichs IV, erbaute Schloß sehr verschönert; er hatte das dazu gehörige Dorf auf eine andere Stelle versetzt, um seinen prächtig gewordenen Park zu verschönern und zu erweitern. Dieser Aufwand, der sein Erbtheil, die Ausstattung seiner Frau und das Einkommen seiner Stelle weit überstieg, gab zu mancherley Gesprächen Anlaß. Er wurde endlich beschuldigt, daß er bey Schlagung der drey und ein halbes Sousstücke ungeheuern Unterschlag gemacht habe. Dieß Gerücht kam endlich Colbert zu Ohren, der die Sache untersuchen wollte, aber plötzlich in die Krankheit verfiel, an der er starb. Waren es Beweise, Ahndungen oder Mißlaune, ich mag nicht entscheiden; aber gewiß ist, daß er auf seinem Sterbebette an den König sehr nachtheilig von seinem Neffen schrieb, ihn bat, denselben von den Finanzen zu entfernen, und ihm den gehäßigsten Argwohn gegen ihn beybrachte.

Nach Colberts Tode, als Pelletier, ein Geschöpf von Louvois, diesem Minister, so wie Hrn le Tellier, sein ganzes Leben unbedingt ergeben, Generalcontroleur geworden war, gab ihm der König Befehl, Desmarets mit öffentlicher Beschimpfung zu verabschieden. Das war für ein Geschöpf von Louvois Wasser auf die Mühle. Er ließ Desmarets vor sich fodern und wählte die Zeit einer öffentlichen Audienz. Hier in Gegenwart aller Finanzbedienten, die acht Tage vorher noch kriechend und zitternd vor ihm standen, in Gegenwart aller der Menschen, die den Generalcontroleur zu sprechen gekommen waren, redete er ihn ganz laut, daß keiner ein Wort verlieren möchte, mit folgenden Worten an: „Hr Desmarets, es thut mir leid, einen Auf-

„trag

„trag, wie den, den ich habe, erfüllen zu müssen: der „König hat mir befohlen, Ihnen zu sagen, daß Sie „ein Schurke seyen, daß Hr Colbert ihn davon unter„richtet habe und daß er Ihnen nur seinetwillen Gnade „angedeihen lassen will; aber daß Sie sich binnen hier „und vier und zwanzig Stunden in Ihr Haus nach „Maillebois begeben, das Sie nie verlassen und keine „Nacht ausserhalb bleiben dürfen, und daß Sie Ihre „Stelle als Intendant der Finanzen niederlegen sollen, „über die der König schon disponirt hat." Desmarets war wie vom Donner gerührt, er wollte den Mund öffnen, aber Pelletier verschloß ihn bald mit den Worten: „Gehen Sie, Hr Desmarets, ich habe Ihnen „nichts weiter zu sagen," und kehrte ihm den Rücken. Der Brief des sterbenden Colbert an den König legte seiner ganzen Familie Stillschweigen auf, so daß Desmarets von aller Protection entblößt, nichts thun konnte, als die Niederlegung seiner Stelle zu unterzeichnen und nach Maillebois zu gehen. Hier lebte er die ersten vier oder fünf Jahre, ohne die Freyheit zu haben, eine Nacht ausserhalb zu bleiben, und mußte die volle Verachtung der Nachbarschaft und die Mißhandlung eines gemeinen Adels ertragen, den er ehemals so stolz behandelt hatte, und der sich jetzt in seiner Ohnmacht mit Freuden für die Härte rächte, die er in der Zeit seines Glücks an ihm ausgeübt hatte. Er erhielt endlich die Erlaubniß, sein Haus verlassen zu dürfen, ohne jedoch ausserhalb zu übernachten; nachher kurze Reisen nach Paris machen zu dürfen, später längere und wiederholte, und endlich daselbst bleiben zu dürfen, ohne sich aber an den Hof zu nahen. In dieser Lage befand sich Desmarets, als Chamillard mit großer Mühe die Erlaubniß erhielt, sich seiner Einsichten bedienen zu dürfen und ihn in der Untersuchung der Finanziers arbeiten zu lassen, aus der sich nach geschlossener

sener Rechnung ergab, daß sie seit 1689 zwey und achtzig Millionen gewonnen hatten *). Wir enthalten uns der Bemerkungen über einen so ungeheuren, in weniger als zehn Jahren gemachten Profit, und über das Elend derer, welche diesen Gewinn und diesen Verlust tragen mußten; der ungeheuren Summe einer andern Art von Gewinn und Verlust nicht zu gedenken, welches die in den 82 Millionen nicht enthaltenen Unkosten sind.

9.

In solchen Bedrängnissen befand sich Ludwig XIV in den letzten Jahren seiner langen Regierung, die so wenig die seinige, und beständig, abwechselnd in fremden Händen war. In dieser letzten Zeit von der Last eines unglücklichen Krieges niedergedrückt, von niemanden unterstützt, wegen der Unfähigkeit seiner Minister und Generale, ganz der Arglist einer häuslichen Verschwörung preiß gegeben: von Schmerz durchdrungen nicht über seine Fehler, die er nicht kannte und nicht kennen wollte, sondern über seine Ohnmacht gegen das ganze, wider ihn vereinigte Europa; in die größten Verlegenheiten wegen seiner Finanzen und der Beschützung seiner Grenzen versetzt — in dieser Lage blieb ihm nichts übrig, als auf sich selbst zurückzusinken und auf seine Familie, auf seinen Hof, auf sein Gewissen, auf sein ganzes unglückliches Königreich jene harte Herrschaft, die er zu weit und durch zu schlecht

*) Um die Wahrheit in ihrer ganzen Ausdehnung zu retten, hätte der Herzog von St Simon hinzufügen können, daß der König es bereute, in seinem ersten Zorn so rasch gehandelt und einen guten Diener so gedemüthigt zu haben, und selbst seinen Fehler gut machen wollte; kann St Simon, der so viel Zutrauen zu Chamillard und seiner Rechtschaffenheit hat, glauben, daß er einem Schurken, den der König dafür erkannt, wieder habe emporhelfen wollen?

schlecht gewählte Mittel auszudehnen gesucht und deren Schwäche er seinen Feinden zum Spott gezeigt hatte, mit aller Schwerfälligkeit zu richten.

10.

In seinem Aufwand sogar bis auf die Tafel zu Marly und seine Gebäude eingeschränkt, erfuhr er in Rücksicht der Details der letztern dieselben Kunstgriffe, durch die er im Großen beherrscht wurde. Mansard, welcher Oberaufseher der Gebäude war, und keine Fähigkeit, aber doch ein wenig mehr Geschmack als sein Herr besaß, belagerte ihn mit Entwürfen, die ihn zu einem Aufwand führten, der in solchen kläglichen Umständen zu stark war; aber es waren für ihn eben soviel Gelegenheiten sich zu bereichern, worin er bewundernswürdig war, und seinen Credit zu erhalten, der ihn zu einer Art von Figur machte, welche die Minister cultivirten und vor der der Hof sich beugte. Er hatte die Klugheit, dem Könige unausgearbeitete Plane vorzulegen, um ihm den Ruhm zu lassen, sie corrigirt zu haben, worin ihm der verschmitzte Maurer unvermerkt half, so daß der König immer entweder den abzuhelfenden Fehler, oder die Art, wie er abzustellen sey, sehen mußte; und Mansard immer den richtigen Sinn des Königs bewundernd und erhebend machte ihn glauben, daß er nur ein Schüler gegen ihn sey und daß er in dem Geschmack für Baukunst und Gartenkunst eben so excellire, als in der Kunst zu regieren. Der König glaubte ihm gern aufs Wort und wenn, wie es oft geschah, er auf irgend etwas, was gut oder schlecht war, mit Hartnäckigkeit bestand, so nahm es Mansard mit gleicher Bewunderung auf, bis daß die Veränderung Gelegenheit gab, Einwürfe dagegen zu machen. Bey alle dem war Mansard unverschämt geworden und ermüdete den König mit Forderungen

rungen für sich oder die seinigen, die oft sehr impertinent waren; so daß er unter diejenigen zu zählen ist, deren Tod dem Könige eine Last abnahm.

Sein schneller Tod eröffnete für d'Antin die Laufbahn des Glücks. Er erhielt seine Stelle, wiewohl in der That, dem Namen und dem Ansehn nach sehr verringert, weil er nicht von so sklavischer Natur wie Mansard war.

So lange Frau von Montespan lebte, hatte Frau v. Maintenon nicht geduldet, daß er zu etwas mehr als zu Kleinigkeiten zugelassen wurde; aber als sie von ihrer alten Gebieterin befreyt war, wurde sie gegen ihren Sohn gütiger: der es gut zu benutzen wußte und nachher mit Riesenschritten vorrückend, vertrauten Zutritt und eine Art von Vertrauen beym Könige gewann, und mit gleichem Schritte seinem Glück entgegeneilte.

Zu alle dem Unglück, das den Staat betroffen, kamen noch die für den König empfindlichsten häuslichen Unfälle. Er hatte, durch die Erfahrung der Unruhen seiner Minderjährigkeit belehrt, die Prinzen von Geblüt sehr sorgfältig nieder zu halten gesucht; ihr Rang war nur gestiegen, um die Bastarde zu erheben, welche noch dazu die für die Prinzen von Geblüt, wie wir an seinem Orte gesehen haben, sehr kränkenden Vorrechte in Rücksicht ihrer ersten Domestiken erhielten. Weder Gouvernements noch Chargen waren in ihren Händen, mit Ausnahme dessen, was dem Prinzen von Conde im Pyrenäischen Frieden wiedergegeben worden war, zwar nicht ihm, sondern dem letzten M. le Prince seinem Sohne, und was auf den Sohn des letztern durch seine Vermählung mit einer der Bastardinnen und endlich auf den Sohn dieser Ehe, beym Tode seines Vaters übergieng. Vorrechte und Entree beym Könige, hatten sie nur durch diese Heirath,

die aber dem Prinzen von Conti nichts mehr ertheilt hatte; und von Führung der Armeen waren sie sorgfältig entfernt gehalten worden.

Man mußte die letzten Unglücksfälle und die ganze Gunst Chamillards vor sich sehn, um den Vorschlag zu wagen, die Führung einer Armee dem Prinzen von Conti, und durch Kapitulation eine dem Herzog von Orleans anzuvertrauen, gegen welchen der König weniger Widerwillen hatte, nicht weil er sein Neffe, sondern weil er sein Eidam war. Und als das Unglück den König zwang, die flandrische Armee dem Prinzen von Conti zu übergeben, war es nicht mehr Zeit: der Prinz, dem sein ganzes Leben in Ungnade verflossen war, starb mit dem Schmerze, die Bestimmung, die er so sehr und vergebens gewünscht, und die zu seiner Freude eben so der Hof, die Truppen und ganz Frankreich, deren Hoffnung und Freude er war, gewünscht hatten, nunmehr erreicht, nicht genießen zu können.

II.

Von dem Jahre 1709 an verdoppelten sich mit jedem Jahre die Schläge, welche das Unglück auf die königliche Familie führte, die es nicht verlassen zu können schien. Derjenige, welcher die Ungnade des Herzogs von Vendome veranlaßte, war um so grausamer, als er wenig die Augen öffnete.

Der Prinz von Conti und Mr. le Prince wurden bald darauf, sechs Wochen von einander, hingerafft; Mr. le Düc folgte ihnen in demselben Jahre, und der älteste der Prinzen von Geblüt, der noch übrig war, war siebzehn Jahr alt. Hierauf starb Monseigneur.

Bald darauf trafen aber den König noch weit härtere Unglücksfälle. Sein Herz, dessen Empfindsamkeit

keit ihm selbst bis dahin unbekannt gewesen war, litt unsäglich bey dem Verluste der liebenswürdigen Dauphine. Seine Ruhe wegen der Thronfolge wurde durch den Tod des Erben acht Tage darauf schmerzlich gestört und er mußte mit Kummer auf das Alter und die gefährliche Lage des einzigen Sprößlings eines kostbaren Stammes sehen, der erst fünf und ein halb Jahr war.

Alle diese Schläge trafen ihn vor dem Frieden, und fast alle bey der gefährlichsten Lage des Königreichs.

Aber wer mag die Schrecknisse und Abscheulichkeiten beschreiben, welche die drey letzten Todesfälle, ihre Ursachen und der denselben ganz entgegengesetzte so künstlich und teuflisch eingeflößte und ausgestreute Verdacht, und die entsetzlichen Wirkungen dieses Verdachtes, bis zu seinem geringsten Einfluß herab mit sich führten? Die Feder entfällt mir bey diesen Greueln. Laßt uns den unglückseligen Erfolg dieses Bubenstückes beklagen, das die Quelle so schrecklicher, desselben würdiger Folgen war; laßt uns dieses Meisterwerk der abscheulichsten Verrätherey beweinen, das über ganz Frankreich durch alle Folgen der Geschlechter seinen Einfluß verbreiten wird, und als die Krone aller Greuelthaten, dem Unglück des Königsreichs das Siegel aufdrückte, und möge jeder französische Mund deßhalb zu Gott um Rache rufen!

12.

Diese langen gewaltsamen Stürme der schmerzhaftesten Unfälle setzten die Standhaftigkeit des Königs auf eine harte Probe, die aber seinem Ruhme ersprießlicher war, als aller Glanz seiner Eroberungen und die lange Folge seines Glückes. Die Seelengröße, die er standhaft in solchen und so langen Unglücksfäl-

len unter so viel schmerzhaften Schlägen in seiner Familie zeigte, war für ganz Europa der Gegenstand des Erstaunens. So ganz gewohnt, die größte vollkommenste Herrschaft im Innern, das größte Glück ausserhalb zu genießen, sah sich der König endlich von allen Seiten vom Glück verlassen. Von aussen von erbitterten Feinden gedemüthigt, die seiner rettungslosen Ohnmacht spotteten und seinen vergangenen Ruhm höhnten. Er sah sich ohne Rettung, ohne Minister und ohne Generale, hart dafür bestraft, daß er sie nach Neigung und Phantasie gewählt und mit einem unglückseligen Stolze sie selbst zu bilden gesucht hatte. Im Innern durch die schmerzhaftesten, schrecklichsten Catastrophen zerrissen; ohne jemandes Trost, seiner eignen Schwäche zur Beute; allein gegen tausendmal schrecklichere Dinge, als seine empfindlichsten Unglücksfälle zu kämpfen gezwungen, die ihm ohne Unterlaß von denen vorgemahlt wurden, die ihm die theuersten und nächsten waren, und die offen und zügellos die Abhängigkeit mißbrauchten, in die er sich hatte fesseln lassen, und aus der sich loszureissen, er weder Kraft noch Willen hatte, wiewohl er die unwürdige Lage fühlte; übrigens durch eine unüberwindlich herrschende Neigung und durch eine zur Natur gewordene Gewohnheit unfähig, über das Interesse und das Betragen seiner Kerkermeister zu reflectiren: und dabey diese Standhaftigkeit, diese Festigkeit, dieses sich Gleichbleiben; diese ewig gleiche Sorge, so viel er vermochte, das Ruder zu führen; diese Hoffnung gegen alle Hoffnung, aus Muth und Einsicht, nicht aus Verblendung; dieses immer gleiche Aeussere in allen Dingen: dessen würden wenig Menschen fähig gewesen seyn; dieß hätte ihm den Namen des Großen verdienen können, der ihm so voreilig gegeben worden war.

Dieß

Dieß war es auch, was ihm die wahre Bewunderung von Europa und derer von seinen Unterthanen, die davon Zeuge waren, erwarb; und was ihm soviel Herzen wieder zuwandte, die eine so lange harte Regierung ihm entzogen hatte. Er wußte sich im Stillen unter die Hand Gottes zu demüthigen, erkannte dessen Gerechtigkeit, und flehte um seine Barmherzigkeit, ohne in den Augen der Menschen seine Person und seine Krone zu erniedrigen. Er rührte sie im Gegentheil durch seine großmüthige Gesinnung: glücklich war er, indem er die Hand verehrte, die ihn schlug, und ihre Schläge mit einer Würde empfing, die seine Unterwerfung auf eine so rühmliche Weise ehrte, wenn er seinen Blick auf die Ursachen des Zornes Gottes gerichtet hätte, die so handgreiflich und noch gut zu machen waren und die allen, nur ihm nicht in die Augen sprangen; statt daß er seine Betrachtung nur auf die richtete, für die er nichts mehr hatte, als Geständniß, Schmerz und unnütze Reue.

13.

Welch wunderbare Verschmelzung von Licht und dickster Finsterniß! ein Durst alles zu wissen; eine Aufmerksamkeit gegen alles auf der Hut zu seyn; ein Gefühl seiner Gebundenheit, ein Verdruß darüber, der ihm sogar jenes Geständniß über sein Testament gegen die Herrn vom Parlament und gegen die Königin von England abzwang; eine gänzliche Ueberzeugung von seiner Ungerechtigkeit und seiner Ohnmacht, von ihm selbst geäussert, im Gespräch seinen Bastarden selbst ins Gesicht gesagt: und doch dabey eine Ergebenheit gegen sie und ihre Gouvernante, die die seinige und die Gouvernante des Staates geworden war, und eine so gänzliche Ergebenheit, die ihm nicht erlaubte, einen einzigen ihrer Wünsche zu vereiteln,

eiteln, so daß er, fast schon zufrieden, sich gesträubt und ihnen seine Zweifel und Widerstreben gezeigt zu haben, ihnen sein ganzes Reich, seine Familie, seinen einzigen Nachkömmling, seinen Ruhm seine Ehre, seine Vernunft, das innre Regen seines Gewissens, ja seine Person, seine Freyheit, seinen Willen, alles im vollen Umfange aufopferte; ein in seiner Ganzheit Gott allein würdiges Opfer, wenn es nicht an sich zu verabscheuen gewesen wäre. Er brachte es ihnen dieses Opfer, indem er ihnen die ganze Leere und zugleich die volle Last und alles fühlen ließ, was es ihm kostete, um dafür wenigstens einigen Dank zu genießen und seine Knechtschaft zu lindern, was ihm aber alles sein Joch in nichts erleichtern konnte: so sehr fühlten sie ihre Kräfte und das dringende beständige Bedürfniß, sich derselben zu bedienen und die Ketten enger zu schließen, mit welchen sie ihn, in beständiger Besorgniß, daß er ihnen entwische, sobald sie ihm ein wenig Freyheit ließen, umzogen hatten.

In diesen Fesseln seufzte der stolze Monarch, der einst ganz Europa in Fesseln gehalten hatte, der die Last derselben seinen Unterthanen aller Stände und seiner Familie alten und jungen so schwer hatte fühlen lassen, der jede Freyheit verbannt und sie selbst dem Gewissen und den Heiligsten und Rechtgläubigsten zu rauben gewagt hatte. Sein Mißvergnügen überwältigte ihn und drang gewaltsam hervor: es war nicht zu verkennen in dem, was er zur Königin von England und zu den Herrn vom Parlamente sagte: er habe seine Ruhe erkauft; und als er bey Uebergebung des Testamentes, er so sehr Herr seiner selbst, der nichts zu sagen pflegte, als was er wollte und wie er es sagen wollte, in die Worte ausbrach: es sey ihm abgezwungen worden und man habe ihn zu etwas gebracht, was er nicht gewollt habe und was er nicht thun zu dürfen

glaubte.

glaubte. Ein sonderbarer Zug, ein sonderbares Elend, ein sonderbares Geständniß von der Stärke des Gefühls und des Schmerzes hervorgepreßt! Diesen Zustand vollkommen zu fühlen, und doch vollkommen zu unterliegen! Welch ein Schauspiel, welch ein Contrast zwischen einer Stärke und einer über alles Unglück erhabenen Größe der Seele und einer Kleinheit und Schwäche, die einem schimpflichen, lichtscheuen, häuslichen Verhältnisse unterliegt! und welch ein vollgültiger Beleg für alles, was von dem Loos derer, die sich der Liebe und den Weibern ergeben, verächtliches gesagt worden ist! Welch ein Ende einer so lang bewunderten Regierung, die bis zu ihrem letzten Sinken noch von Größe, Edelmuth, Stärke und Muth strahlte! Welch eine Schwäche, Elend, Vernichtung, gefühlt, geschmeckt, verabscheut und doch im ganzen Umfang ohne Erleichterung seiner Bande ertragen und geduldet!

14.

Der Tod des Herzogs von Berry *) vermehrte noch die Schläge des Unglücks.

Der Herzog von Berry war von der gewöhnlichen Größe der meisten Menschen, ziemlich und gleichförmig stark, von schönen blonden Haaren und frischem ziemlich schönem Gesicht, das von blühender Gesundheit zeugte. Er war für die Gesellschaft und die Vergnügen gemacht, die er sehr liebte; er war der beste Mensch, der sanfteste, mitleidigste, umgänglichste Prinz, ohne Ruhmsucht und Eitelkeit, aber nicht ohne Würde und Selbstgefühl. Er hatte einen mittelmäßigen Kopf, ohne weitaussehenden Blick und Einbildungskraft; aber dafür einen sehr richtigen gesunden Verstand, fähig zu

*) Gestorben im May 1714.

hören, zu sehen und immer unter mehrern scheinbaren das Beste zu wählen. Er liebte Wahrheit, Gerechtigkeit, Vernunft; alles, was gegen die Religion war, war ihm unerträglich; ohne ausgezeichnete Frömmigkeit, war er nicht ohne Festigkeit und haßte den Zwang; dieß ließ fürchten, daß er nicht so biegsam werden möchte, als man es von einem dritten königlichen Prinzen wünschte; denn er konnte schon in seiner Jugend nicht hören, daß irgend ein Unterschied zwischen ihm und seinem ältesten Bruder sey und die Kinderstreitigkeiten hatten oft Besorgniß erweckt. Er war der schönste und anziehendste von den drey Brüdern, folglich der beliebteste, der am meisten geliebkoste und von allen gesuchte; und da sein Naturell offen, frey, munter war, so rühmte man in seiner Jugend seine, Madame und der Frau von Rochefoucault gegebenen, Antworten, die ihn immer neckten. Er spottete über Lehrer und Meister und lachte oft über die Strafen; er konnte nie viel mehr als lesen und schreiben und lernte auch nachher, als er von dem Zwange zu lernen frey war, nichts weiter. Dieß hatte nothwendig gemacht, daß man die Erziehung schärfte: aber dieß stumpfte seinen Geist ab, schlug seinen Muth nieder und gab ihm eine so große Furchtsamkeit, daß er sich bey den mehresten Dingen, selbst in der Etikette seines Standes so albern ungeschickt benahm, daß er mit Leuten, an die er nicht gewöhnt war, kein Wort sprechen konnte, nichts zur Antwort gab und keine Artigkeit zu sagen wagte, aus Furcht anzustoßen, bis er endlich sogar von sich selbst glaubte, er sey ein Dummkopf und zu nichts zu gebrauchen. Er fühlte es und war darüber untröstlich. Der Herzog von Saint Simon, mit dem er sehr offen und zutraulich war, konnte ihm keinen Muth einsprechen; und es ist wahr, daß dieses übertriebene Mißtrauen gegen sich selbst ihm unendlich schadete. Er

maß seiner Erziehung die Schuld bey, deren Grund er sehr gut einsah; aber sie hatte ihm alle Zärtlichkeit gegen diejenigen benommen, die daran Theil gehabt hatten. Er war der Lieblingssohn des Dauphins durch Neigung, durch seine Liebe zur Freyheit und zum Vergnügen, durch die Vorliebe des Publikums und durch jene Cabale, deren Interesse und Bestreben es war, den Herzog von Burgund zu unterdrücken. So wie dieser Prinz von seiner ersten Jugend an nie sein Aelterrecht geltend gemacht und mit dem Herzog von Berry immer in der intimsten Freundschaft und Vertraulichkeit gelebt und für ihn immer alles mögliche Zuvorkommen gehabt hatte: so überhob sich der Herzog von Berry, gutmüthig und schlicht wie er war, auch nie gegen ihn der Vorliebe, die er genoß. Die Herzogin von Burgund liebte ihn wie ihren Bruder, und war wie für einen Bruder bemüht, ihm alle kleinen Vergnügen zu verschaffen, die ihr möglich waren. Er erwiederte diese Liebe mit der größten Zärtlichkeit und mit der reinsten höchsten Achtung gegen beyde. Er betrauerte beyder Tod mit dem innigsten wahrsten Schmerze, besonders aber den Tod des Herzogs von Burgund, damaligen Dauphins; denn niemand wußte sich weniger zu verstellen. Den König fürchtete er so sehr, daß er sich fast gar nicht ihm zu nähern wagte: er war so betroffen, wenn ihn der König mit einem ernsthaften Auge ansahe, oder mit ihm von etwas anderm als von der Jagd sprach, daß er weder hörte noch sah und ihm alle Gedanken vergiengen. Man kann denken, daß eine solche Furcht schwerlich mit großer Freundschaft zusammen bestand. Die Herzogin von Berry war seine erste Liebe, wie es fast bey allen der Fall ist, die man jung und unerfahren verheyrathet. Er war ihr ausserordentlich ergeben; dieß verbunden mit seiner Sanftheit und natürlichen Gefälligkeit hatte die

gewöhn-

gewöhnliche Wirkung, sie gänzlich zu verderben. Es dauerte nicht lange, so wurde er es gewahr; aber die Liebe beherrschte ihn zu mächtig. Er fand eine stolze, hochtrabende, heftige, unversöhnliche Frau in seiner Gemahlin, die ihn verachtete und es ihm fühlen ließ, weil sie unendlich mehr Geist als er hatte und ihm noch dazu durch Falschheit und Entschlossenheit überlegen war. Sie that sich sogar auf beydes etwas zu Gute und piquirte sich, der Religion und des Herzogs von Berry, weil er Religion hatte, zu spotten; und alles das wurde ihm unerträglich. Ihr Bestreben, ihn mit dem Herzog und der Herzogin von Burgund zu entzweyen, was ihr aber mit den beyden Brüdern nicht gelang, brachte ihn vollends auf. Ihre Galanterien waren so leidenschaftlich, so zügellos, daß er sie sich nicht verhehlen konnte. Ihr täglicher und ewiger Umgang mit dem Herzog von Orleans, wo alles stockte, wenn er ein wenig zugegen war, setzte ihn in Wuth. Es gab zwischen ihnen heftige wiederholte Auftritte. Bey dem letzten, der zu Reinbouillet vorfiel, zog ein fataler Zufall der Herzogin einen Tritt in den Hintern zu, nebst der ernstlichen Drohung, sie lebenslang in ein Kloster einsperren zu lassen; und er war, als er krank wurde, im Begriff, zum Könige seine Zuflucht zu nehmen, um ihm, den Hut wie ein Knabe in der Hand drehend, alle seine Noth zu erkennen zu geben und ihn zu bitten, daß er ihn von seiner Frau befreyen möchte. Dieß mag von ihm im allgemeinen hinreichend seyn; die Details würden kläglich und unangenehm seyn; eins sey genug statt aller. Die Herzogin wollte sich mit aller Gewalt vom Hofe weg durch la Haye, den Stallmeister des Herzogs von Berry, den sie zu ihrem Kammerherrn gemacht hatte, entführen lassen. Die in dieser Sache geschriebenen leidenschaftlichen tollen Briefe sind aufgefangen worden: man urtheile nach diesem

Projek.

Project von der Person, die es erzeugte und dessen Ausführung so dringend betrieb.

15.

Nach allem, was wir gesehen haben, glaubte man, daß die testamentarischen Verfügungen des Königs zu Gunsten seiner legitimirten Kinder seyn würden: er war seinem Neffen, dem Herzog von Orleans, so sehr abgeneigt, und diese Gesinnung wurde in ihm durch den Herzog dû Maine und durch die Frau von Maintenon so sorgfältig genährt, daß er das Joch, das er sich von ihnen hatte auflegen lassen, tragen mußte. Wir haben die unwillkührlichen Aeusserungen seines Widerwillens, seines Verdrusses und seiner Reue gesehen; aber er konnte ihrem Andringen in Rücksicht des Testamentes nicht widerstehen; sie erzwangen von ihm, was sie wollten: und sein Nachfolger und so viel an ihm war, sein Königreich wurde aufgeopfert.

Alle die zum Voraus zur Erziehung des künftigen Königs bestimmten Wahlen hatten keinen andern Grund, als das Interesse der legitimirten Kinder und nichts weniger als einen andern. An der Spitze stand der Herzog dû Maine und unter ihm der Marschall von Villeroi, das zu diesem Amt untauglichste Subject in ganz Frankreich. Noch dazu war er zu dieser Zeit ein und siebzig Jahr alt und der Prinz, zu dessen Gouverneur er bestimmt war, war erst fünf und ein halb Jahr. Saumeri, ein sehr unwürdiger Untergouverneur des Herzogs von Burgund, der unter dem Vorwand einer Badekur sich wohl gehütet hatte, ihn zur Campagne nach Ryssel zu begleiten, hatte bey seiner Rückkehr zu Gunsten Vendome's, an dessen Cabale er sich öffentlich angeschlossen hatte, die Probe seiner Büberey abgelegt. Dieß war genug, um ihn dem Herzog

zog du Maine zum Untergouverneur des künftigen Königs zu empfehlen, als einen verkauften, alles fähigen, Menschen.

Ich habe nicht erfahren können, wer Joffreville's Wahl zum andern Untergouverneur bewirkt hatte; aber er war zu sehr Mann von Ehre, um ein Amt anzunehmen, wo er sich verkaufen mußte; er entschuldigte sich. An seine Stelle wurde Rüffe gewählt: er nannte sich Dames, der er nicht war; arm und von wenig Einsicht sah er nur sein Glück und einstweilen seinen Unterhalt vor sich und merkte nicht die Gefahren seiner Stelle.

Er hatte alles sein Vermögen im Lande Dombes, was ihm die beständige Protection des Herzogs du Maine versicherte; aber er sah nichts als die Schale von den Dingen und nahm das Amt trotz seiner angeblichen Geburt an. So wurden alle übrige gewählt; und Frau von Maintenon besonders sorgte für ihr Interesse durch die Wahl Fleury's, der deswegen Frejus quittirt hatte und ganz ihren Absichten entsprach. Unter solcher Umgebung hielt sich doch der Herzog du Maine noch nicht für gesichert genug; aber dafür sorgte das Codicill, das so wenig Tage vor dem Tode des Königs verfaßt und sein letztes Werk und das letzte Opfer war, das er dem Abgott der Liebe zu seinen legitimirten Kindern brachte. Es ist nöthig, daß wir es wiederholen, indem diese letzte Acte den ganzen Civil- und Militäretat des Königs einzig dem Herzog du Maine und nach ihm dem Marschall von Villeroi unabhängig und mit Ausschluß vom Herzog von Orleans in die Hände gab; so daß dieser in nichts über ihn gesetzt war und ihm nichts zu befehlen hatte, die beyden Directoren der Erziehung aber in allen Dingen unabhängig waren, wodurch sie die Gebieter von Paris und

vom

vom Hofe, und der Regent ihnen unbedingt unterworfen wurde. Diese ungeheuern Vorkehrungen schienen aber doch unzureichend, wenn man nicht auf alle mögliche Fälle, die eintreten konnten, Vorsorge traf. Im Fall des Absterbens des Herzogs du Maine also oder des Marschalls von Villeroy, wurde der Graf von Toulouse und der Marschall von Harcourt, für welchen Frau von Maintenon gut sagte, ihnen für den ganzen Umfang ihrer Aemter substituirt; welcher Harcourt, wegen seines apoplectischen Zustandes, noch untauglicher, wenn es möglich war, zu diesem großen Amte, als der Marschall von Villeroy war.

Das Testament des Königs hatte den Regentschaftsrath in der Maaße regulirt und die Glieder desselben ernannt, daß dem Herzog von Orleans alle Autorität der vormundschaftlichen Regierung benommen war. Das Conseil bestand fast bloß aus Leuten, die dem Herzog du Maine ergeben waren und denen insbesondere der Herzog von Orleans nicht geneigt zu seyn Ursache hatte.

Dieses Codicill war die letzte Hinterlassenschaft des Königs; dieß die letzten Handlungen seiner Vorsorge; dieß die letzten Anstrengungen seiner Macht oder vielmehr seiner Schwäche und die schimpflichen Folgen seines wollüstigen Lebens; eine beklagenswerthe Handlung, die seinen Nachfolger und sein Königreich dem Ehrgeiz offen und unbeschränkt preißgab, durch Verfügungen, die gar nicht hätten geschehen sollen, und die den Staat unglückseligen Trennungen preiß gab, indem denen gegen den Regenten die Waffen in die Hand gegeben wurden, die ihm am ersten unterworfen seyn sollten, und dieser in die Nothwendigkeit versetzt wurde, sein Recht und seine Autorität mit Gewalt zu behaupten, von der man ihm nichts als den leeren

Namen

Namen nebst der Schmach einer gänzlichen Ohnmacht und Blöße und der gerechten Furcht der größten Gefahren, (welche die Jugend aller noch übrigen Prinzen von Geblüt noch vermehrte,) gelassen hatte. Das ist ein Schandfleck, von welchem der Name des Königs nie, weder vor Gott noch vor Menschen, wird rein gewaschen werden können. In einen solchen Abgrund hatten ihn Stolz und Schwäche, ein mehr als niedriges Weib und die Kinder eines doppelten Ehebruchs gestürzt, denen er sich ganz hingab, die seine Tyrannen wurden, nachdem er es für sie und so viele andere gewesen war, und die diese Gewalt ohne Schaam und Scheu mißbrauchten; jenen abscheulichen Beichtvater Tellier nicht zu erwähnen, der die Seele und Triebfeder der letzten Geschichte als Führer seines Gewissens war.

16.

Dieß war die Büßung, die öffentliche Satisfaction für einen so schreyenden, so scandalösen Doppel-Ehebruch, im Angesichte von Europa begangen. Man sehe die letzten Gesinnungen einer so höchst sündigen Seele, die vor Gott treten sollte, mit der Last einer zwey und siebzigjährigen Regierung beschwert: eines Königs, dessen Stolz, Luxus, Verschwendung in Gebäuden und allen Arten, die immerwährenden Kriege und die Hoffart, die die Quelle und Nahrung derselben war, so viel französisches Blut vergossen, so viel Millionen innerhalb und ausserhalb vergeudet, rastlos das Feuer des Kriegs in Europa genährt, alle Stände, alle Regeln, die ältesten heiligsten Gesetze des Staates und die Rechte so vieler guten Bürger verwirrt, vernichtet, das Königreich in ein unheilbares Elend gestürzt und seinem Untergange so nahe gebracht

bracht hatte, daß es nur durch ein Wunder noch erhalten wurde: und was soll man nun bey alle diesem von der Ruhe des Königs bey seinem Wegscheiden und dem Vertrauen seiner Seele in den letzten Augenblicken sagen?

17.

Ludwig XIV sah in der That seinen Tod ohne Furcht herannahen, und er hatte Religion. Er schien nichts in dieser Welt mit Widerwillen zu verlassen; er war beständig ohne irgend einen Schein von Unruhe; er sprach, er ordnete alles an, was nach seinem Tode geschehen sollte, als wenn er selbst zugegen seyn sollte. Er sah alles, was nach seinem Tode geschehen würde, voraus, mit derselben Gemüthsruhe, als ein Mensch in voller Gesundheit und Heiterkeit des Geistes hätte thun können: so daß alles bis zu Ende mit jener äussern Decenz, jener Würde und Majestät vor sich gieng, die stets alle Handlungen seines Lebens begleitet hatte. Die Natürlichkeit, Wahrheit und Kunstlosigkeit war nicht zu verkennen und verbannte den leichtesten Argwohn von Heucheley und Comödie.

18.

Von Zeit zu Zeit, wenn er frey war, und in der letzten Zeit, als er alle Geschäfte und Sorgen von sich gelegt hatte, war er einzig mit Gott, seiner Seligkeit und seiner Nichtigkeit beschäftigt, so daß ihm einigemal die Worte entfielen: „als ich König war.“ Zum voraus schon in die große Zukunft verloren, in die er bald einzugehen gedachte, mit einer gänzlichen Lossagung vom Irdischen, mit einer Demuth ohne Niedrigkeit, mit einer Güte und Besitzung seiner Seele, womit er seine Valets tröstete, die er weinen sahe,

gewährte er das rührendste Schauspiel: und was ihn bewundernswürdig machte, daß er sich stets ganz und immer als denselben behauptete. Gefühl seiner Sünden ohne Schrecken; ein Vertrauen zu Gott, wenn man es sagen darf, ungetheilt, ohne Zweifel, ohne Unruhe, auf die Barmherzigkeit und das Blut Jesu Christi gegründet; eine gleiche Entsagung in Rücksicht seines persönlichen Zustandes und dessen Dauer und Sehnsucht nach Duldung und Leiden. Wer bewundert nicht einen so erhabenen christlichen Glauben? aber wer schaudert auch nicht? Nichts war einfacher und kürzer als sein Abschied von seiner Familie, nichts demüthiger ohne Vergebung seiner Majestät als sein Abschied von den Hofleuten, der noch rührender als jener war. Was er dem künftigen Könige sagte, hat verdient aufbewahrt zu werden; aber es ist nachher mit zu viel Schmeicheley ausposaunt worden, worin der Marschall von Villeroy den Vorgänger machte, der diese Worte über sein Bette hieng, so wie er immer auf seinem Zimmer, und selbst bey der Armee, ein Porträt des Königs bey sich hatte, und so wie er immer, dem Könige gegen über, bey den Lobsprüchen weinte, die ihm die Prediger auf der Kanzel zu machen pflegten.

Der König sprach in der Rede an seinen Nachfolger von seinen Gebäuden, seinen Kriegen, schwieg aber von seinem Luxus und seinen Verschwendungen; er hütete sich ihm etwas von seinen unglückseligen Liebeshändeln zu sagen, ein Artikel, der mehr als alles andere am Platze gewesen wäre. Aber wie sollte er auch in Gegenwart seiner Bastardsöhne davon sprechen, deren entsetzliche Größe er in den letzten Urkunden seines Willens vollendete? Bis jetzt, wenn man diese auffallende Uebergehung und ihre noch schrecklichere Ursache ausnimmt,

sieht man nichts, was nicht der Bewunderung und einer wahrhaft christlichen und königlichen Erhebung des Gemüthes würdig wäre.

19.

Was soll man aber von seinem letzten Gespräche mit seinem Neffen, nach Abfassung des Testamentes, kurz nach Hinzufügung des Codicills und nach Empfang der letzten Sacramente sagen? und von seiner so bestimmten präcisen zweymal gegebenen Versicherung, daß er in seinen Verfügungen nichts finden würde, was ihm zuwider wäre, da diese Verfügungen doch zu zweyenmalen nur dazu gemacht worden waren, um ihn zu entehren, ihm alles zu rauben, mit einem Worte, um ihn gänzlich zu vernichten? Gleichwohl versichert ihn Ludwig des Gegentheils, lobt ihn, schmeichelt ihm, empfiehlt ihm seinen Nachfolger, den er ihm entzogen hatte, und sein Königreich, das er, wie er sagt, regieren würde, und wozu er ihm alle Autorität entrissen und sie mit den furchtbarsten Sicherungen ganz und ungetheilt seinen Feinden gegeben hatte. Er sey es, sagt er, auf den er öffentlich verweise, als den Ertheiler der Befehle, als den, dem allein das Recht dazu gebühre. Ist dieß Kunstgriff, ist das Betrug, ist es heuchlerischer Spott bis zum Todeskampf? Welch ein Räthsel, das wir nicht aufzulösen vermögen; suchen wir uns lieber zu überzeugen, daß der König sich gleich blieb. Es entspricht dem, was er immer von der Ungültigkeit dessen, was ihm abgezwungen war, was ihm seine Schwachheit abgedrungen hatte, zu glauben schien. Sagen wir lieber: er zweifelte nicht, er hoffte vielleicht sicher, daß ein ungerechtes, abscheuliches Testament, das in seine Familie und sein Königreich Verwirrung bringen

mußte, das so beschaffen war, daß er sorgfältig das Geheimniß desselben zu bewahren für nöthig fand, nicht mehr Gültigkeit haben werde, als das Testament seines Vaters gehabt hatte, das so weise, so verständig, so abgewogen, so gerecht und von ihm selbst mit allgemeinem Beyfall publicirt war.

Der ganze Widerwille, den der König bey Abfassung seines Testamentes gefühlt, alles das Bittere, was er nach Abfassung desselben seinen legitimirten Kindern, den Herrn vom Parlamente, bey Ueberreichung desselben, und zur Königin von England, im ersten Augenblicke seines Zusammentreffens mit ihr, sagte, (welche Aeusserungen seiner Bitterkeit, seines Verdrusses über seine Schwäche und die allzu arge Mißbrauchung derselben durch die, die seine einzigen Vertrauten waren, von denen er sich nicht loßreißen konnte, er immer ohne Veranlassung unaufgefodert that); jenes abscheuliche Codicill, das ihm nach Empfang der Sacramente, in dem Zustande des Sterbenden abgezwungen worden, wo er den ganzen Abscheu desselben fühlte, ohne doch widerstehen zu können; diese entsetzliche Häufung von Ungerechtigkeit und Umstürzung aller Rechte, um seine Bastarden, insbesondere aber den Herzog du Maine, zu einem ungeheuren Coloß von Größe und Macht zu machen; und die Vernichtung aller Gesetze, seines Neffen, und vielleicht seines Reiches und seines Nachfolgers, der den grausamen ungerechten Händen eines nach dem Throne trachtenden Usurpators preißgegeben war, diese entsetzliche Häufung von klug und planvoll angelegten, aber trotz aller darauf verwandten Sorge so schlecht bemäntelten Ungerechtigkeiten, daß sie in die Augen sprangen; alles dieß gab ihm vielleicht Hoffnung gegen die ihm abgezwungenen Dinge. Er hatte (wie er sich mehrmals darüber geäussert hat) nie geglaubt,

geglaubt, daß eins von den von ihm verfügten oder bestätigten Dingen einen Augenblick nach seinem Tode bestehen würde; und in dem Augenblicke, wo er mit dem Herzog von Orleans sprach, schmeichelte er sich vielleicht mehr als je damit, um sich, so voll wie er noch von dem eben, kaum vor einer Stunde, abgefaßten Codicill war, selbst zu beruhigen. Er sprach vielleicht vorher und nachher, ganz voll von diesem Gedanken, mit seinem Neffen; er konnte ihn also in der That als den Administrator des Königreichs ansehen und in diesem Sinne mit ihm sprechen; wenigstens ist dieß vielleicht erlaubt zu vermuthen.

Aber wer wird sich nicht über die standhafte Ruhe des sterbenden Königs und über den ungestörten Seelenfrieden bey so viel Frömmigkeit und einem so brennenden Eifer, jeden letzten Augenblick noch zu benutzen, lebhaft verwundern müssen? Die Aerzte behaupteten, daß die nämliche Ursache, die die körperlichen Leiden linderte und stillte, die Leiden des Herzens und die Beunruhigung des Geistes linderte und beruhigte.

20.

Andere haben einen andern Grund davon angegeben; und diese waren im Innern des Appartements während dieser letzten Krankheit und waren in den letzten Tagen ganz allein um den König. Die Jesuiten haben beständig Layen von allen Ständen, selbst verheyrathete, in ihrer Gesellschaft; das Factum ist gewiß: eben so gewiß ist, daß Desnoyers, Staatssecretär unter Ludwig XIII, unter diese Anzahl gehört habe, und andere mehr. Diese Einverleibten thun das nämliche Gelübd, das die Jesuiten thun, so weit es ihr Stand erlaubt, das heißt das Gelübd des uneingeschränkten Gehorsams gegen den General und die

Obern der Gesellschaft. Das Gelübd der Armuth und Keuschheit aber müssen sie durch alle Dienstleistungen und alle Forderungen, die sie der Gesellschaft blind zu thun schuldig sind, besonders aber durch eine grenzenlose Unterwerfung unter die Obern und ihren Beichtvater ersetzen. Sie müssen in leichten Uebungen der Gottseligkeit, welche ihnen ihr Beichtvater, ihren Umständen und Seelenzustande gemäß, auferlegt, und die er, so viel er will, vereinfacht, streng seyn. Die Politik weiß herrlich die zuverlässige Hülfe dieser verborgenen Hülfsglieder zu gebrauchen, denen man das übrige leicht macht. Aber es darf nichts in ihrer Seele vorgehen, nichts, was es sey, zu ihrer Wissenschaft kommen, das sie nicht ihrem Beichtvater bekennen.

Man hat nun behauptet, Tellier habe, schon lange vor seinem Tode, dem Könige den Gedanken einzuflößen gesucht, daß er sich so in die Gesellschaft einverleiben lassen möchte; er habe ihm die dadurch zu erlangenden sichern Privilegien für seine Seligkeit, die damit verbundene Sündenvergebung gerühmt; er habe ihn glauben gemacht, daß, welches Verbrechen man auch begangen habe, diese geheime Ablegung des Gelübdes alles rein wasche und der Seligkeit versichere, wenn man nur seinem Gelübd treu sey; und der General der Gesellschaft sey mit Bewilligung des Königs in das Geheimniß gezogen worden. Zufolge dessen, behauptet man, habe der König sein Gelübd in Tellier's Hände abgelegt; man will in den letzten Tagen gehört haben, wie der eine die damit verbundenen Versprechungen versichert, der andre sich trostvoll auf dieselben gestützt habe; der König soll von jenem den letzten Segen der Gesellschaft wie einer der Brüder empfangen, er soll ihn Gebetsformeln haben sprechen lassen, die daran nicht zweifeln lassen, und die man zum Theil

hörte,

hörte, und ihm das Gewand oder das fast unbemerkbare Zeichen, gleichsam eine andere Art von Scapulier, gegeben haben, das, nach dem Beyspiel Ludwigs des heiligen und der andern Könige von Frankreich, die sich auf Zureden ihrer Beichtväter in verschiedene Orden haben aufnehmen lassen, bey ihm gefunden worden seyn soll. Endlich sind die mehrsten von denen, die dem Könige näher waren, der Ueberzeugung geblieben, daß diese Buße, auf Kosten anderer, der Hugenotten, der Jansenisten, der Feinde der Jesuiten oder derer, die ihnen nicht ergeben waren; der Vertheidiger der Rechte des Königs und der Nationen, der Canons, der Hierarchie gegen die Tyranney und Usurpation jenseits der Alpen abgelegt: daß diese pharisäische Anhänglichkeit an dem Aeussern des Gesetzes und der Schale der Religion jene so erstaunende Ruhe in den schrecklichen Augenblicken hervorgebracht habe, wo sonst gewöhnlich die zu verschwinden pflegt, die, auf Unschuld und Buße gegründet, am dauerhaftesten zu trösten vermag.

21.

So starb einer der größten Könige der Erde, in den Armen einer unwürdigen niedrigen Gattin und seiner Bastarden, welche von ihm, so lange bis er sich für sie selbst aufopferte, Meister blieben. Ausgerüstet mit den Sacramenten der Kirche wurde er durch die Hand des Sohnes seiner andern Geliebten, welcher von den Gunstbezeugungen, die durch seiner Mutter Gunstbezeugungen seiner Familie erworben wurden, ganz überhäuft war. Endlich war sein einziger Beystand ein Beichtvater, wie le Tellier war.

Wenn Heilige so sterben, so sterben sie wenigstens nicht unter solchen Umgebungen!

Auch genoß der König diesen Beystand nicht bis zum letzten Augenblick. Im Besitz des Königs und seines Zimmers und niemanden zulassend als die wenigen ihnen ergebenen unentbehrlichen, war ihre Anhaltsamkeit unermüdet, so lange sie des Königs bedurften. Aber als das Codicill einmal gemacht und an Voisin übergeben war, hatten sie nichts mehr da zu thun: sie zogen sich zurück. Die für ihren, alles mögliche nun besiegenden, Ehrgeiz unfruchtbaren Pflichten gegen den Sterbenden wären zu ermüdend gewesen; sie versagten dem Könige ihren Beystand in den Augenblicken, wo sie Religion und Pflicht laut zu ihm rief. Das zärtlichste Lebewohl des Königs an Frau von Maintenon, und seine Hoffnung, bald mit ihr wieder vereinigt zu seyn, mißfiel der alten Hexe, die, nicht zufrieden, Königin zu seyn, in ihrer Verblendung gerne ganz unsterblich gewesen wäre.

Vom Mittwoch an, das heißt, vier Tage vor seinem Tode, verließ sie ihn auf das grausamste auf immer; und der König, dessen innere Sinne noch lebhafter als die äussern waren, fühlte die Treulosigkeit derjenigen, der er alles, was er war, aufgeopfert hatte. Sein Schmerz in seiner Verlassenheit war so heftig, daß er ohne Unterlaß nach ihr verlangte. Dieß zwang sie von St Cy zurückzukommen, sie hatte aber nicht die Geduld, sein Ende abzuwarten, sondern eilte dahin zurück, um nie wieder zu kommen: sie, die den letzten Seufzer von der Lippe des Sterbenden in ihren Busen hätte aufnehmen sollen!

22.

Bissi und Rohan, zufrieden, Noailles immer entfernt gehalten zu haben, incommodirten sich nicht viel bey dem Sterbebette des Königs, so daß Rohan sogar

gar den König ohne Messe ließ und wenn Charost nicht gewesen wäre, gar nicht mehr daran gedacht worden wäre, obgleich der König bey vollem Bewußtseyn war, und, wenn man es ihm vorschlug, seinen Wunsch sie zu hören zu erkennen gab: denn was den Kopf betraf, so war er bey vollkommner Gesundheit.

Der Herzog du Maine zeigte auch die ganze Güte seines Herzens gegen einen Vater, der ihm alles aufgeopfert hatte. Er befand sich bey der Consultation des aus Provence kommenden Mannes, der dem Könige sein Elixier gab. Fagon, gewohnt als Arzt das erste Wort zu führen, fand in diesem Manne eine Bauerngrobheit, die ihm sehr übel mitspielte. Der Herzog, der nichts mehr vom Könige zu erzwingen hatte, und sich schon für den Herrn des Königreichs hielt, erzählte am Abend auf seinem Zimmer seinen Vertrauten mit jener Possierlichkeit und jenem feinen Spott, den er so gut verstand, wie dieser Lümmel in der Medicin das große Wort führe und wie Fagon, voll Erstaunen, Aerger und Demüthigung, das erstemal in seinem Leben von seiner Kunst und seinen Hoffnungen verlassen, auf seinen Stock brumme, und sich nicht ein Wort hervorzubringen traue, um nicht noch was ärgeres zu erfahren. Dieser gute zärtliche Sohn erzählte ihnen dieses Abentheuer so spashaft, daß alle und auch er, in ein anhaltendes lautes Gelächter ausbrachen. Das Uebermaaß der Freude, der Allmacht, der Befreyung von jeder Fessel, der Erfüllung seiner Wünsche so nahe zu seyn, hatte ihn vergessen lassen, welch eine Unanständigkeit dieß sey, wovon die Antichambern und selbst die Gallerie Zeuge waren, auf welche dieß Appartement in einem Stucke mit der Capelle, zunächst stößt, und wo die Vorübergehenden, viele der Angesehnern, dieses Lachen hörten.

Der Herzog du Maine schränkte die unfruchtbare Anhaltsamkeit bey des Königs Bette ein; es „war für ihn ein zu angreifender Anblick": er erschien daselbst lieber nur seltene Augenblicke und verschloß seinen Schmerz in sein Cabinet, wo er am Fuße des Kreuzes weinte, oder vielmehr auf die bald zu gebenden Befehle zur Vollziehung dessen dachte, was er sich hatte im Testament ertheilen lassen.

Was le Tellier betrifft, so war auch er müde dem Sterbenden beyzustehn. Es hatte ihm die Besetzung einer Menge lediger Pfründen nicht gelingen wollen; er fürchtete nichts mehr vom Cardinal von Noailles, seit Bissi, Frau von Maintenon und er dessen Rückkehr vereitelt hatten. Da er also vom Könige nichts mehr zu fürchten, noch zu hoffen hatte, so überließ er sich andern Sorgen; so daß allen in dem geheimen Kreise der Zimmer und selbst in den Cabinetten diese Abwesenheit zum Aergerniß gereichte und einige davon, als Blois und Marechal, ihrem Unwillen keinen Zwang anthaten und einigemal von sich selbst nach Tellier schickten. Der König verlangte oft nach ihm, ohne daß er bey der Hand war. Bisweilen kam er gar nicht, weil man ihn weder zu Hause noch irgendwo antraf. Wenn er auch zum Könige kam, so gieng er immer wieder von selbst weg, und blieb fast immer nur wenige Augenblicke. In den letzten Tagen ließ er sich noch weit weniger sehen, da doch ein Beichtvater, dessen Bemühungen nicht getheilt waren, in dieser Zeit nicht vom Bette hätte wegkommen sollen. Aber es zeigte sich wohl, daß christliche Liebe, Eifer eines Seelsorgers, Erkenntlichkeit und Zuneigung nicht die Tugenden dieses lasterhaften Pfaffen waren, und daß ihm seine Tiefe und Arglist, weder die Neigung

gung noch das Talent und die Salbung, den Sterben beyzustehen gegeben hatten. Man mußte ihn ohne Unterlaß rufen lassen; und sein so unwürdiges Betragen reizte den Unwillen aller derer, die gegenwärtig seyn konnten, nachdem die Entfernung der Frau von Maintenon und des Herzogs dû Maine den Zugang zu dem Zimmer den treuen Dienern des Königs offen gelassen hatte.

Zum Schluß, indem ich in Gedanken alles durchlaufe, was ich über die letzten Lebensumstände des Königs niedergeschrieben habe, fodert mein Gewissen und die Liebe zur Wahrheit, daß ich hinzusetze, daß ich mich bey Marechal über das öffentlich verbreitete Gerücht, als habe der König das Gelübde als Jesuit abgelegt, angelegentlich befragt habe. Marechal war wahrhaft, und schätzte Tellier nicht; aber er hat mich versichert, daß er nichts, kein Zeichen, noch eine Art von Scapulier bey ihm bemerkt habe. Allein Marechal, wiewohl er sehr fleißig zugegen war, war nicht immer um das Bett des Königs: der P. Tellier konnte Mißtrauen gegen ihn hegen, und sich vor ihm in Acht nehmen! Dem ungeachtet kann ich nicht glauben, daß, wenn etwas an der Ablegung des Gelübdes war, Marechal nicht darum gewußt haben sollte. Vielleicht wollte auch Marechal aus irgend einer Rücksicht mir nicht sagen, was geheim gehalten werden mußte, da er der Diener und nicht der Ausspionirer des Königs war.

Ludwig XIV wurde von niemand als von wenigen aus der nächsten Dienerschaft beklagt, ausserdem von wenigen andern und den Häuptern der Constitution. Sein Nachfolger war nicht in dem Alter. Madame

hatte

hatte für ihn nichts als Furcht und äussere Etikette. Die Herzogin von Berry liebte ihn nicht und hoffte jetzt zu regieren. Der Herzog von Orleans war nicht dafür bezahlt, um ihn zu betrauern, und diejenigen, die es waren, thaten ihr Amt nicht. Frau von Maintenon war seit dem Verlust der Dauphine des Königs müde geworden; sie wußte nicht, was sie mit ihm anfangen, wie sie ihn unterhalten sollte: ihr Zwang war deswegen mehr als verdoppelt, weil er nun viel mehr bey ihr oder auf Parthien mit ihr war. Der Zustand seiner Gesundheit, die Geschäfte und jene Behandlung, die alles zuwege gebracht oder, um genauer zu reden, alles für den Herzog dû Maine erzwungen hatte, hatten sie häufig üble Launen und oft Ausfälle auf sie selbst erfahren lassen. Sie war am Ziele dessen, was sie gewollt hatte; ob sie gleich also bey dem Verlust des Königs verlor, so fühlte sie sich doch einer Last los und war nur dieses Gefühls fähig. Langeweile und Leere in der Folge riefen in ihr die Sehnsucht nach dem Vergangenen zurück; da sie aber in ihrer Zurückgezogenheit auf nichts mehr Einfluß hatte, so ist es jetzt nicht der Ort, von ihr und ihren Beschäftigungen in dieser Zeit zu reden.

Wir haben gesehn, zu welcher Freude, zu welcher barbarischen Unanständigkeit, die Aussicht auf die nahe Allmacht den Herzog dû Maine verleitete. Die frostige Ruhe seines Bruders ließ sich nichts anfechten. Madame la Ducheſſe, von allen ihren Banden los, hatte die Unterstützung des Königs nicht mehr nöthig; sie fühlte von ihm nur Zwang und Furcht; sie konnte Frau von Maintenon nicht ausstehen, sie konnte nicht an des Herzogs dû Maine Partheylichkeit in dem Prozeß über die Succession des

Prin-

Prinzen zweifeln. Man warf ihr Zeit ihres Lebens vor, sie habe kein Herz, sondern nur einen Magen: sie befand sich daher recht wohl. Ueber die Herzogin von Orleans erstaunte ich; ich hatte Schmerz bey ihr erwartet, und ich bemerkte nur einige Thränen, die ihr bey jeder Gelegenheit leicht vom Auge flossen und die bald wieder vertrockneten. Ihr Bett, wovon sie eine große Freundin war, und die Art von Dunkel, die sie nicht haßte, mußte während einiger Tage alles machen. Aber bald öffneten sich Vorhänge und Fenster und nichts von Betrübniß zeigte sich mehr, als bisweilen ein bisgen um des Wohlstandes willen.

Die Prinzen von Geblüt waren Kinder. Die Herzogin von Ventadour und der Marschall von Villeroy spielten ein wenig Comödie; kein anderer gab sich einmal diese Mühe; aber einige alte platte Höflinge als Dangeau, Carois, und wenig andere, die sich aus allem Gleis gebracht sahen, ob sie gleich nur aus einer sehr gemeinen Lage herausgeworfen wurden, beklagten es, daß sie sich nicht mehr unter die Narren, Unwissenden und Fremdlinge in dem täglichen Räsonnement und Amüsement eines Hofes rechnen konnten, der mit seinem Könige verschwand.

Alles, was den Hof ausmachte, theilte sich in zwey Classen Die Eine voll Hoffnung, zu figuriren, sich einzumischen, waren froh eine Regierung endigen zu sehen, unter welcher für sie nichts zu erwarten war. Die Andere, von einem schwer drückenden Joche ermüdet, das mehr von den Ministern als vom Könige auferlegt war, waren froh, sich frey zu fühlen; überhaupt alle waren froh, sich von einem ewigen Zwange befreit zu sehn und voll Hoffnung der Neuheit.

Pa-

Paris, ebenfalls einer Abhängigkeit müde, die so erniedrigend gewesen war, schöpfte freier Athem, in der Hoffnung auf etwas mehr Freyheit, und in der Freude, die Autorität so vieler, die sie mißbrauchten, endigen zu sehen. Die Provinzen, vorher über ihren Ruin und ihre Vernichtung in Verzweiflung, waren neu belebt und voll Freude.

Die Parlamenter und alle Arten von Gerichtshöfen, die durch Edicte und illegale Evocationen vernichtet waren, hofften, die ersten, eine wichtige Rolle zu spielen, die andern, sich wieder befreit zu sehn. Das Volk, zu Grunde gerichtet, unterdrückt, in Verzweiflung, dankte Gott, mit zu lauter Freude, für eine Befreiung, an welcher seine heissesten Wünsche nicht mehr zweifelten.

Die Ausländer, froh, endlich nach so vielen Jahren eines Monarchen los zu seyn, der ihnen so lange Gesetze gegeben, der ihnen im Augenblick, wo sie ihn sicher zu erdrücken glaubten, durch eine Art von Wunder entgangen war, hielten ihre Freude mit mehr Anstand zurück, als seine eignen Unterthanen. Die Wunder der drey ersten Viertel dieser mehr als siebzigjährigen Regierung, und die persönliche Seelengröße dieses Königs, der anfangs so glücklich, und endlich im letzten Viertel seiner Regierung vom Glücke so verlassen war, hatte mit Recht ihr Erstaunen erregt; sie schätzten es sich zur Ehre, ihm das nach seinem Tode zuzugestehn, was sie ihm in seinem Leben so standhaft verweigert hatten. Keiner der fremden Höfe zeigte seine Freude; alle machten sichs zum Geschäft, sein Andenken zu rühmen und zu ehren. Der Kaiser ordnete Hoftrauer an, wie um einen Vater; und obgleich

noch

noch vier oder fünf Monate bis zum Carneval waren, so wurde doch jede Art von Vergnügung zu Wien verboten und das Verbot aufs strengste gehalten. Ein Exceß geschah erst zu Ende des Carnevals; nämlich der einzige Graf du Luc, Ambassadeur von Frankreich, schämte sich nicht, den Damen einen Ball, (der der einzige in Europa war,) nebst einem Feste zu geben, wozu ihn die Damen durch ihre Klagen über ein so trauriges Carneval verleitet hatten. Diese Artigkeit erwarb ihm weder zu Wien, noch sonst wo Achtung. In Frankreich begnügte man sich es zu ignoriren.

Was unsre Minister und die Intendanten der Provinzen, die Finanziers, die Pächter, und alles was man die Canaille nennt, betrifft, so fühlten sie die ganze Ausdehnung ihres Verlustes.

Ich habe mit strengster Treue und Wahrheit alles niedergeschrieben, was entweder mir selbst als Augenzeugen, oder durch solche, welche die Geschäfte während der letzten zwey und zwanzig Jahre der Regierung Ludwigs XIV unter den Händen gehabt oder beobachtet haben, zu Wissen gekommen ist; und ich habe es dargestellt, wie es gewesen ist, ohne alle Leidenschaft, ob ich mir gleich Räsonnements erlaubt habe, die natürlich aus den Sachen floßen. Ich habe auch das Aeussere und das öffentliche Leben dieses Monarchen, seit ich beständig an seinem Hofe gelebt habe, dargestellt. So unschmackhaft und so überflüssig vielleicht dieses, überdieß so bekannte, Detail scheinen mag, so habe ich doch wirksame Maaßregeln getroffen, damit es erhalten und, wenn die gegenwärtige Generation dahin seyn wird, öffentlich bekannt gemacht werde; es wird sich darin manche

che gute Lehre für Könige finden, die sich Respect verschaffen und sich selbst respectiren wollen. Was mich noch dazu antreibt, ist, daß dergleichen äussere, zunächst allgemein bekannte, Umstände bald der Nachkommenschaft entgehn. Meine Arbeit aber soll den Regenten, der so viel Aufsehn in der Welt gemacht hat, den König, von dem ich gesprochen habe, ganz charakterisiren.

Interessantes

Manuscript

über den Tod Ludwigs XIV, über sein Testament und über das darauf sich beziehende

lit de justice

unter den Papieren des Herzogs von St Simon *) gefunden.

*) Es scheint, daß dieses interessante Manuscript, wegen einiger wenig bekannten Anecdoten, mit Vorsicht gelesen zu werden verdient. Es muß mit andern historischen Monumenten der Zeit verglichen werden.

Anm. des französ. Herausg.

Interessantes

Manuscript

über den Tod Ludwigs XIV, über sein Testament
und über das darauf sich beziehende

lit de justice

unter den Papieren des Herzogs von St Simon *)
gefunden.

*) Es scheint, daß dieses interessante Manuscript, wegen einiger wenig bekannten Anecdoten, mit Vorsicht gelesen zu werden verdient. Es muß mit andern historischen Monumenten der Zeit verglichen werden.

Anm. des französ. Herausg.

Inhalt.

Der Herzog von Orleans wenig vom Könige geliebt. Man spricht am Hofe vom Testamente des Königs. Es bilden sich in dieser Rücksicht vier Partheien. Ludwig XIV macht sein Testament und verfügt über die vormundschaftliche Regierung. Intriguen des Herzogs von Orleans und des Herzogs dû Maine, um den Inhalt desselben zu erfahren. Die Marquise von Maintenon und der Herzog dû Maine unterrichten den Herzog von Orleans verschieden. Der Prinz gewinnt für seine Parthei die Großen des Reichs und das Parlament. Der kranke König behauptet das Geheimniß, er bestätigt seine Verfügungen durch ein Codicill. Tod des Königs. Ver-

sammlung des Parlaments. Die französischen Garden bemächtigen sich der Zugänge. Rede des Herzogs von Orleans. Eröffnung des Testamentes und des Codicills. Der Herzog von Orleans trotz der Verfügungen des Königs zum Regenten erklärt. Momentane Erkenntlichkeit des Regenten gegen das Parlament. Lit de justice. Feyerlicher Beschluß, wodurch die vormundschaftliche Regierung dem Herzog von Orleans übertragen wird.

Die Geschichte des Testaments Ludwigs XIV ist ein interessanter Gegenstand: sie zeigt den Geist der intimsten Höflinge des Königs in seinem Alter und den Geist des Regenten.

Ludwig XIV hatte den Herzog von Orleans immer von der Bekanntschaft mit den Geschäften entfernt gehalten. Der junge Prinz, der größten Dinge fähig, hatte Proben der Tapferkeit gegeben und der König hatte die Schwachheit, auf seine Talente eifersüchtig zu seyn.

Philipp hingegen hatte die Klugheit, sein Verdienst zu verstecken; er fürchtete den König und wollte ihn nicht noch mehr gegen sich verstimmen. Auf die schrecklichste Art bey ihm verläumdet, kam er selten an Hof und beschäftigte sich mit den Studien. Die Chemie war seine Lieblingswissenschaft; seine Feinde sagten, er koche Gift.

Seine Liebe zum Vergnügen, seine geringe Neigung zur Religion schienen die falschen Urtheile zu unterstützen; und der religiöse Hof des Königs, bestehend aus der Marquise von Maintenon, le Tellier und aus alten Höflingen, die ihn haßten, benachrich-

tigten den König auf das treuste von allen seinen Ausschweifungen, um ihn noch mehr gegen ihn zu reizen.

Aber als der Hof nach und nach die königliche Familie verlöschen sah, als Ludwig XIV niemand übrig blieb, als sein Urenkel, und als der König selbst, von Jahren niedergedrückt, seinem Ende zu nahen schien, wurde der Herzog von Orleans allen, die am Vertrauen des Königs Theil hatten, weit verdächtiger. Der Jesuit le Tellier, Mitglied einer Gesellschaft, deren Zweck es war, die Herrscher durch Lenkung ihres Gewissens zu beherrschen, fürchtete seine Gewalt zu verlieren, wenn der Herzog von Orleans Regent von Frankreich würde. Die alten Höflinge, an den Maximen Ludwigs XIV hängend, konnten sich nicht in die Ideen dieses Prinzen fügen, der Freund des Vergnügens und der Neuheit, wenig fromm und sehr tolerant war. Die Marquise von Maintenon, deren Interesse es foderte, seine Macht einzuschränken und sie unter die legitimirten Prinzen ihre Freunde und Zöglinge zu theilen, hatte auch ihre besondern Gründe: kurz Ludwig XIV war von lauter Feinden des Herzogs umgeben.

Das Alter des Königs drängte alle dabey interessirten Personen; seine tagtäglich abnehmende Gesundheit setzte sie in Unruhe. Man dachte auf ein Testament von ihm; ein jeder ersann sich ein System der vormundschaftlichen Regierung, ein jeder seinem Interesse gemäs. Es bildeten sich in dieser Sache vier Partheien am Hofe.

Le Tellier, der seit langer Zeit gewünscht hatte, der König möchte die geheime, seit lange mit der Maintenon geschlossene, Ehe declariren, hatte sich erst thörichterweise eingebildet, daß diese öffentliche Erklärung die Favoritin der Regentschaft und der Vormund-

mundschaft über seinen Nachfolger fähig machen würde.

Die Marquise von Maintenon, die besser als irgend jemand die Unmöglichkeit dieses Projectes, das so oft gescheitert war, kannte, wünschte wenigstens, daß der Herzog von Orleans nicht die absolute Gewalt haben möchte; sie wollte sich einen Rest der Wichtigkeit, die sie genoß, erhalten, auch wenn der König diese Welt verlassen hätte. Sie kannte des Herzogs du Maine, ihres theuren Zöglings, mit dem sie so eng verbunden war, sanften biegsamen Charakter, geneigt ihren Rath zu hören; von dem Herzog von Orleans hingegen versah sie sich einer festen, erhabenen Regierung, nichts weniger als dem System einer Frau oder dem des alten Hofes folgend.

Einige Hofleute wünschten aus Anhänglichkeit an die Grundgesetze des Reiches oder an die Person Ludwigs V, Königs von Spanien, der Enkel Ludwigs XIV, erster Prinz von Geblüt und rechtmäßiger, nächster Erbe der Krone war, die Rückkehr dieses Monarchen nach Frankreich und behaupteten, daß die Entsagungen seine Rechte nicht vernichten könnten.

Die vierte Parthei ernannte endlich den Herzog von Orleans zum Regenten des Reichs, während der Minderjährigkeit, mit voller Gewalt des Monarchen, dem Nationalgebrauche gemäs.

Ludwig gab allen Meinungen Gehör; aber er sah ein, daß er durch Zurückberufung des Königs von Spanien die Nation in Krieg und Unruhen verwickele. Von einer andern Seite konnte er seine geheime Ehe nicht declariren, ohne sich zu beschimpfen und mehrere Partheien gegen sich zu bilden. Er folgte also dem System der Marquise von Maintenon, das seiner Ge-

sinnung gegen den Herzog von Orleans und seiner Liebe zum Herzog du Maine und zum Grafen von Toulouse, seinen besonders geliebten legitimirten Kindern, mehr entsprach. Er unterzeichnete sein Testament den 14 August 1714 und schickte es versiegelt dem Parlamente zu, damit es nach seinem Tode eröffnet und executirt werden sollte. Das Testament wurde in einem dicken Thurme, nicht weit von der Büvette, aufgehoben und eingemauert.

Die Geschichte seiner eignen Regierung hatte ihn indessen gelehrt, daß dieses Corps eine solche feyerliche Urkunde des letzten Willens der Könige annulliren könne; aber der allgemeine Gehorsam aller Stände der Bürger hatte ihn gänzlich verblendet. Wenig Personen erinnerten sich noch an den Anfang seiner Regierung und man war so daran gewöhnt, ihm zu gehorchen, daß er sich bereden ließ (trotz der geheimen Ahnung, die er hatte und äusserte), daß man sich nach seinem Tode seinem letzten Willen unterwerfen werde.

Der Herzog von Orleans, fein, gewandt wie er war, erkundigte sich überall und suchte die Gesinnungen des Monarchen zu erforschen; aber man bewahrte in dieser Sache noch das vollkommenste Geheimniß; der Herzog du Maine selbst, der Liebling des Königs und der Favoritin, hielt sorgfältig geheim, was zu seinem Besten geschehn war, selbst gegen die Herzogin, seine Gemahlin, die thätiger und ehrgeiziger, vermittelst der Marquise von Maintenon, oft in ihn drang, daß er es ihr wissen lassen möchte; aber der Prinz schien zu fürchten, daß ihr diese Kenntniß eine allzu schwere Last werden möchte, und blieb undurchdringlich.

Die Herzogin sah ein, daß ihr Bemühen fruchtlos sey. Um zu wissen, was für ein Betragen sie zu be-

behaupten habe, und um sich auf jedes Ereigniß vorzubereiten, ließ sie einen Rath zusammen kommen, bestehend aus dem Herzog du Maine, dem Grafen von Toulouse, dem ersten Präsidenten de Mesmes, Malesieu und Valincourt, den Freunden ihres Hauses. Der Herzog du Maine vermied noch sehr geschickt den Bestand des Testamentes wissen zu lassen. Man sah, daß man nicht mehr darnach forschen könne, da er es nicht wissen lassen wolle; und es wurde beschlossen nur zu fragen, ob das Testament den König von Spanien zur Thronfolge rufe. Die Antwort des Monarchen war, daß er nicht zurückgerufen werde, was nothwendig die Vermuthung veranlaßte, daß der Herzog von Orleans zum Regenten von Frankreich erklärt sey, vermöge des Rechts seiner Geburt.

Der Herzog von Orleans seiner Seits versuchte alle Mittel, um sich davon zu unterrichten. Man sagt sogar, daß die Favoritin sich ein Verdienst daraus machte, ihm sie anzuzeigen, indem sie einsah, daß ihm doch am Ende die Kraft seines Geistes unfehlbar die Regentschaft geben würde, trotz den Verfügungen des Königs. Dieser Kunstgriff war für sie in allen Fällen von Nutzen. Einestheils schien sie die Gunst eines Prinzen zu wünschen, dem sie übel beym Könige mitgespielt hatte, und anderntheils kam sie seiner Rache zuvor; sie entdeckte ihm also das Geheimniß des Testamentes, aber vielleicht in so unbestimmten, zweydeutigen Ausdrücken, daß der Prinz sich für gänzlich ununterrichtet von einem so wichtigen Gegenstande halten mußte.

Indessen schien der Herzog du Maine, von der Hauptsache des Testaments versichert, gewiß, daß der König von Spanien nicht zum Regenten erklärt sey, und vermuthend, daß der Herzog von Orleans, welchem

chem die Geburt das Recht dazu gab, ohne Zweifel die oberste Gewalt haben würde, sich an ihn anzuschließen. Ludwig XIV hatte das Haus dieses legitimirten Prinzen zum Range der Prinzen von Geblüt erhoben; und die Prinzen von Geblüt hatten mit Unwillen den Machtspruch vernommen, der sie zu erniedrigen und auf eine Stufe mit jenen zu setzen schien. Ludwig XIV hatte sogar verordnet, daß im Fall die legitimen Familien ausgestorben wären, die legitimirten zur Thronfolge zugelassen werden sollten. Diese Rücksichten vermochten den Herzog dû Maine sich zu stellen, als überließ er sich ganz dem Herzog von Orleans, und ihm die hauptsächlichsten Verfügungen des Testamentes zu entdecken. Er hatte in seinem Hause so schmeichelhafte Privilegien zu behaupten, die lediglich von dem Willen des Souveräns abhiengen; aber Ludwig XIV, der beständig seine testamentarischen Verfügungen im Auge hatte und diese Verbindung sehr ungern sah, bezeugte seine Unzufriedenheit und sah mit Verdruß die Höflinge des Herzogs von Orleans sich mehren; so sehr lag ihm die volle Vollstreckung seines letzten Willens am Herzen.

Indessen fiel der schwächliche König in eine gefährliche Krankheit; und der Herzog von Orleans, noch immer wegen des ihm gefallnen Looses ungewiß, machte gleichwohl mit sehr viel Anhaltsamkeit dem kranken Könige seinen Hof und suchte den Schimpf gelassen zu ertragen, den er ihm auf dem Sterbebette anthat, als er dem Herzog dû Maine befahl, die Musterung der königlichen Haustruppen vorzunehmen, mit Hintansetzung des Herzogs von Orleans, als ersten Prinzen von Geblüt. Trotz der verdoppelten Aufmerksamkeit des Prinzen war Ludwig XIV beharrlich in seinen Entschließungen und behauptete immer das Geheimniß

heimniß in Rücksicht seiner testamentarischen Verfügungen. Er schien unempfindlich gegen die Sorgfalt dieses Prinzen, der ihm nichts als die folgenden Worte entlocken konnte: „Ich habe niemals die Absicht gehabt, Ihre Rechte zu schmälern, noch der Freundschaft für Ihre Person zu ermangeln. Mein Testament wird es Ihnen beweisen. Ich habe Ihnen alle Rechte, die Ihnen Ihre Geburt giebt, gelassen."

Merkwürdige immer zweifelhafte Worte, welche der Prinz dem Parlamente vor Eröffnung des königlichen Testamentes zu referiren die Vorsicht hatte und zu Durchsetzung seiner Entwürfe zu benutzen wußte.

Indessen ließ sich der Herzog von Orleans von den Worten des Königs nicht täuschen. Das alte Betragen des Monarchen gegen ihn und die Erklärung der Marquise von Maintenon überzeugten ihn zum voraus von der Beeinträchtigung seiner natürlichen Rechte, welche das Testament mit sich bringe. Er drang wegen dieser Sache nicht weiter in den Kranken, der fest bey seinem Sinne und geheimnißvoll blieb; aber er traf Maaßregeln, um durch Negociationen zu erlangen, was ihm das Testament raubte. Er offenbarte sich in dieser Rücksicht dem Abbe Dübois, dem Vertrauten seiner Vergnügungen, so wie seiner geheimen Angelegenheiten. Er sah den Herzog von Noailles wieder zu sich zurückkehren, der alte Vergehen gegen den Herzog von Orleans wieder gut machte und seine vorige Feindschaft bey ihm in Vergessenheit bringen wollte. Der Herzog von Guiche, Colonel der französischen Garden, versicherte ihn der Officiere dieses Corps. Mehrere Colonels versprachen ihm ihren Beystand und die vornehmsten Mitglieder des Parlamentes schienen ihm gänzlich ergeben.

Sein

Sein Hof wurde mit jedem Tage glänzender. Der des Königs hingegen verminderte sich nach und nach, so wie er sich dem Tode näherte. Hingestreckt auf seinem Sterbebette, hatte der Monarch die Kränkung, die Desertion seiner treusten Höflinge sehn zu müssen; und noch trunken von seinem Stolz und der Unterwürfigkeit seiner Unterthanen, konnte er vor seinem Tode einsehen, welche Beweggründe die Großen an Hof rufen, und woher ihre Huldigung entspringt.

Ein Marktschreyer wagte jetzt ein Wunder der Heilung am Könige zu versprechen, der dem Tode nahe war. Ein Elixir schien seine Kräfte neu zu beleben. Der König aß und der Charlatan versprach eine schnelle Heilung.

Auf dieß Gerücht sah der Herzog von Orleans wiederum die Höflinge aus seinem Palaste desertiren und konnte sich nicht enthalten zu sagen, daß, so lange der König noch esse, er keine Seele sehe. Diese Anecdote zeigt den Königen sehr gut, was ihnen Höflinge giebt und raubt.

Der König Ludwig XIV bezahlte der Natur die Schuld durch einen sehr schmerzhaften Tod. Zwey Monate vor seinem Ende war seine so starke Gesundheit schwächlich geworden; aber der sterbende Monarch zeigte eine Seelenstärke, ähnlich dem Charakter seiner Regierung. Den Tag vor dem St Ludwigstag wollte er beym P. Tellier beichten und empfieng an seinem Namenstage das heil. Abendmahl aus den Händen des Kardinals Rohan, Grand-aumonier von Frankreich. Die Jansenisten behaupten, vor Reichung der Hostie habe ihm le Tellier das Formular der anderweitigen Gelübde der Gesellschaft vorgelegt, und der König habe sie mit viel Andacht gesprochen.

Ludwig

Ludwig XIV liebte seine Familie zärtlich; aber er hatte seine Empfindungen immer ohne Vertraulichkeit und Affectation zu erkennen gegeben. Auf seinem Sterbebette ließ er sich erweichen, wie die übrigen Menschen. Man sah den Herzog von Orleans, den Herzog du Maine, den Grafen von Toulouse, die Prinzen von Charolois und Conti, mit denen er nach einander sprach, in Thränen zerfließend von seinem Bette weggehn. Bald griff der Brand eins seiner Beine an. Der König sah sich nach und nach absterben, ohne das Bewußtseyn zu verlieren; aber er duldete mit ausserordenklicher Gelassenheit alle seine Schmerzen.

Seine Frömmigkeit schien, wegen der gegen die Feinde der Bulle Unigenitus erregten Verfolgungen, auf seinem Sterbebette so beunruhigt, daß er gegen die Kardinäle Rohan und Bissi seine Reue bezeugte. Er erbot sich gegen sie, das Uebel, das er hätte stiften können, wieder gut zu machen, und bat sie, ihm zu erklären, ob keine Leidenschaft in ihrem Betragen gewesen sey. Er äusserte, daß er keinen Widerwillen hege, den Kardinal Noailles zu sehn. Aber le Tellier, welcher die letzten Bewegungen des Herzens des Königs bemerkte, erstickte diesen letzten Funken von Güte in ihm. Er erklärte ihm, daß, wenn er den Kardinal wieder aufnähme, er in einem Augenblick das Werk seines ganzen Lebens zerstören würde, und einer der Kardinäle setzte hinzu, er könne den Erzbischoff von Paris nicht sehen, ohne allem abzuschwören, was er gethan habe. Der Kardinal von Noailles sah den König nicht in seinen letzten Augenblicken; aber Ludwig XIV, den es drängte, das innere Gefühl seines Herzens zu äussern, erklärte, daß er ihn immer geliebt und geachtet habe. Er schlug es dem Kardinal Bissi ab, eine nochmalige Erklärung gegen den Jansenismus zu geben, und antwortete mit den Worten: „Ich habe alles gethan, was

ich

ich gekonnt habe, um Frieden zwischen Euch zu stiften, aber es hat mir nicht gelingen wollen. Ich bitte Gott, daß er ihn Euch verleihe." Also wurde noch das Bette des mit dem Tode ringenden Königs von dem Partheigeiste beunruhigt, der das Ende der Regierung und das Alter dieses Monarchen so sehr beunruhigt hatte.

Unterdessen wurde der Brand immer schlimmer, und der König verlangte, daß man alle die nöthigen Incisionen vornehmen möchte. Er ertrug ohne Klage die Stiche, die man mit der Lancette bis auf den Knochen machte, um das Fortschreiten des Krebses zu verhindern.

Seine Schmerzen hinderten ihn nicht, ohne Vorurtheil über sich selbst zu richten und die Geschichte seiner Regierung zu überschauen. Er wollte aufrichtig seyn in Rücksicht seiner vergangenen Fehler; er bekannte sie vor dem Angesichte Europas und der Monarch, der niemanden als Gott allein etwas schuldig zu seyn geglaubt hatte, suchte sein Gewissen dadurch zu erleichtern, daß er sich vor Ludwig XV. schuldig bekannte, dem einzigen Prinzen, der in seinem Hause übrig geblieben war, so daß er sogar sagte, er habe Gott um Vergebung der Schuld gebeten, die er sich gegen das Reich zugezogen. Als er, in Gegenwart der Frau von Maintenon, den Dauphin zum letzten mal zu sich gerufen hatte, umarmte er ihn zweymal und gab ihm seinen Segen. Dieses Schauspiel rührte den jungen Prinzen und den größten Theil der Anwesenden zu Thränen.

Hierauf sagte der König seinen Bedienten Lebewohl, immer mit derselben Ruhe der Seele; sie konnten ihn nicht ohne Thränen hören. Er wollte selbst für die gute Ordnung seines Hauses bey seinem Tode Sorge tragen, und befahl dem Grafen von Pontchartrain

seinem

seinem Minister ein Brevet auszufertigen, damit sein Herz zu den Jesuiten gebracht würde, wenn er entseelt seyn werde.

Freytag den 30 August verlor der König das Bewußtseyn. Die Marquise von Maintenon, die sich nach St Cyr zurückgezogen und nicht wiederzukommen Lust hatte, wurde von dem sterbenden Monarchen mehreremale verlangt. Er hatte einige Minuten Ruhe und Bewußtseyn und bezeugte sogar das erstemal eine Art von Ungeduld über seinen so langen und schmerzhaften Todeskampf und seine Verlassenheit. Sterbegebete erweckten nochmals seine Lebensgeister und er sprach mit lauter Stimme das Ave Maria und das Credo.

Endlich Sonntag den 1 September um 8 Uhr 32 Minuten des Morgens starb Ludwig XIV ohne gewaltsamen Kampf, in seinen letzten Augenblicken von der Maintenon, le Tellier und seinen Höflingen verlassen. Und dieß war das Ziel der langwierigsten Regierung, die wir in Frankreich gehabt haben, und die zu allen Zeiten die Blicke der Nachwelt auf sich ziehen wird.

Der Tod überraschte den Monarchen, bevor er Frankreichs Elend abhelfen konnte. Das Reich war durch die fast immerwährenden Kriege, die es hatte aushalten müssen, entkräftet. Die Finanzen waren in Unordnung und die Religion von Unruhen verwirrt, die die ganze Regierung seines Nachfolgers nicht ganz hat stillen können. Der Ackerbau war seit 1709 in Verfall.

Unter diesem Monarchen zeigte Frankreich dem ganzen Europa, wie groß seine natürlichen Kräfte seyen. Der König hatte mit allen gegen ihn verbundenen Mächten Krieg geführt. Er hatte Frankreich zum handelnden Staate gemacht. Er hatte seine Macht zu Wasser und zu Lande gezeigt. Er hatte die Wunder von Perikles und Alexander erneuert.

Sein

Sein muthvoller hochstrebender Geist vernachlässigte oft den Rath der gesunden Politik. Er plagte die Protestanten im Innern seines Reichs und brauchte Verfolgung und Exil, um die Bulle eines Pabstes zu unterstützen, was nicht anders als lächerlich war. Von seinen Ministern, seinen Beichtvätern, von den Jesuiten, die er immer sehr liebte und von der Maintenon beredet, hatte er sich eingebildet, es sey der guten Politik und eines großen Königs würdig, gänzliche Unterwerfung der Gewissen und Einheit des Glaubens in der Nation zu erzwingen, und dieses Werk würde ihn mit Gott versöhnen. Auf diese Weise hatten sie zugleich die Ruhmliebe des Monarchen und seine zarte Frömmigkeit angeregt. Anders kann man nicht das Räthsel lösen, wie ein König mit fühlendem weichem Herzen, mit kaltem Blute, das Blut seiner Unterthanen in den Cevennen vergießen sah, und tugendhafte Bürger, weil sie nicht an die lächerliche Constitution Clemens XI glaubten, einsperren oder verjagen ließ, so ganz vergessend, daß die Könige von Frankreich die ganze Nation durch Ueberzeugung nach ihrem Willen lenken.

Dieselbe Liebe zum Ruhm und der Durst nach großen Thaten, trieben den König, daß er fast beständig Krieg führte. Er ermüdete lange das ganze Europa und man war überzeugt, daß er nach der Universalmonarchie strebe. Er widerstand allen Bündnissen bis an seinen Tod; und selbst in dem Verfall seiner Regierung, als die niedergedrückte Nation ihn nicht mehr unterstützen konnte, starb er, selbst in seiner Niederlage, als Sieger seiner Feinde. Damals hatte er seinen Enkel auf den Spanischen Thron gesetzt. Er hatte Europa dahin gebracht, diese Revolution zu genehmigen, die Protestanten waren nicht mehr Rebellen und seit langer Zeit waren die europäischen Gemüther

müther seines Königreichs unterworfen. Er hatte den menschlichen Geist umgeschaffen, und ihn der Autorität eines einzigen unterworfen; Europa hatte darüber gestaunt, man nannte ihn Ludwig den Großen.

Dieser Fürst verdankte alles der Natur, denn für seine Erziehung war schlecht gesorgt und Mazarin entfernte ihn in seiner Jugend von den Geschäften und beschäftigte ihn nur mit dem Vergnügen und der Liebe. Aber Ludwig siegte über sich selbst und über die Weichlichkeit des Hofes. Er zeigte einen thätigen, arbeitsamen Charakter. Er unterwarf Provinzen, er eroberte Städte in eigner Person und lieferte mehr Schlachten, als irgend einer seiner Vorgänger. Er hatte fast immer die Waffen in der Hand und dirigirte alle die mühsamen Arbeiten, welche die Operationen begleiteten.

Er erbte den kriegerischen Geist, der die vorigen Regierungen charakterisirt hatte. Er führte im Innern seines Reiches Krieg, um ein rebellisches Volk zu bezähmen, und führte auswärts Krieg gegen den Bund aller Mächte von Europa. Der kriegerische Geist war aber immer mit der Liebe zum Vergnügen und mit dem Luxus der orientalischen Höfe gepaart.

Gegen das Ende seiner Regierung verließ ihn das Glück; aber er blieb immer groß und ertrug seine häuslichen Unfälle und das Unglück des Staates mit der Unerschrockenheit eines Stoikers. Er sah an seiner Seite eine blühende zahlreiche Familie hinsterben; im Zeitraum von zehn Monaten sah er eine Dauphine und drey Dauphins sterben; es blieb keiner seiner Nachkommen in Frankreich übrig, als sein Urenkel. Kraftlos und schwankend wegen der unzähligen Unfälle, welche seine kriegerischen Unternehmungen begleiteten, durch seine Siege wie durch seine Verluste geschwächt, gezwungen um Frieden zu bitten, von seinen Ministern gemißhandelt, Gegenstand der Bewunderung und des

Hasses einiger Europäischen Mächte, fand er in seiner grenzenlosen Geduld Trost für seine Leiden und in den natürlichen Hülfsquellen von Frankreich eine Art von Unterstützung in seinem Unglück. Er empfieng immer die traurigsten Nachrichten mit fester Miene und tröstete seine so oft bestürzten Minister und Hofleute, wenn er ihnen selbst neue Unfälle verkündigte, und suchte ihr Schrecken zu besänftigen.

Die allzugroße Reizbarkeit dieses Fürsten war die Quelle alles seines Unglücks. Zu seinem Unglück war sein Temperament für eine übermäßige Liebe zum Ruhm und zum Vergnügen und für die höchste Frömmigkeit gleich empfänglich. Seine Liebe zum Ruhm trieb ihn zu jenen endlosen Kriegen, woher die Unordnung seiner Finanzen und das Elend seines Volkes entsprang. Die Sinnlichkeit trieb ihn zur Liebe der Frauen, deren verführerischen Stimme er oft das Ohr lieh. Er heyrathete heimlich seine Unterthanin, und folgte den Eingebungen seiner Beichtväter, die oft die Verwegenheit hatten, sich in die Staatsgeschäfte zu mischen, die ihn überredeten, mit Feuer und Schwert die Protestanten zum Gehorsam zu bringen und die sich der souveränen Gewalt, der lettres de cachet, des Exils und der Verfolgung trefflich zu bedienen wußten, um die Bulle Clemens XI durchzusetzen.

Ludwig XIV behauptete den äussern Glanz der Größe noch auf dem Sterbebette. Er starb, wie er gelebt hatte, geduldig in seinen letzten Leiden und ruhig wie im Glück; er sah ohne Schrecken das langsame Schwinden aller seiner Sinne; er verehrte das Gesetz, das ihn den letzten der Menschen gleich setzte und starb als Held und als Christ.

So wie die Krankheit des Königs sich verschlimmerte, verdoppelte der Herzog von Orleans seine Thätigkeit, um sich der Regentschaft zu versichern; er hatte

sich

sich schon eine mächtige Parthei gebildet, zu der er auch das Parlament und den Kardinal von Noailles gezogen hatte. Die Zeugen seiner kriegerischen Tapferkeit waren ihm zugethan, alle Gemüther schienen ihm günstig.

Der Herzog fand in der That die Stimmung der Großen des Reichs, die ihm behülflich seyn konnten, sehr zu seinen Absichten geschickt. Die absolute Gewalt einer sieben und siebzigjährigen Regierung hatte aller Willen gebeugt und sogar dem größten Theil der Höflinge und der Großen des Reichs den Muth benommen. Ihre Energie und Tapferkeit in der Armee konnte sich nicht in der Hauptstadt und noch weniger am Hofe behaupten. Der erste Präsident de Mesmes war, trotz seiner besondern Verbindungen mit dem Herzog dú Maine, der erste, der sich gewinnen ließ. Er war ein großer Höfling und ein mittelmäßiger Mensch, dem Bericht der Frau von Staal nach, die ganz dazu gemacht war, ihn zu kennen. Er hatte angenehme Talente, aber einen schwachen furchtsamen Geist und war voll von jenen Fehlern des Herzens, welche treu zu seyn hindern. Er verließ also die Parthei des Herzogs dú Maine, seines Freundes, und gieng zum Herzog von Orleans über.

Hr von Voltaire behauptet, der Marquis von Canillac habe mit einigen Vertrauten des Prinzen den Plan der vormundschaftlichen Regierung entworfen. Wie dem auch sey, so ist gewiß, daß man mehrere Versammlungen, bey Tag und Nacht, hielt, um sich auf die Revolution vorzubereiten, welche der Tod des Königs herbeyführen sollte; ja es gab sogar gegenseitige Uebereinkünfte zwischen dem Herzog und den Obern des Parlamentes, worin auf die Ereignisse Vorbereitung getroffen und die gerechten Ansprüche des Prinzen begünstigt wurden.

Der Herzog von Orleans versprach für die Dienste des Parlamentes erkenntlich zu seyn, und den alten Gebrauch, über die Edicte des Königs vor ihrer Protokollirung Vorstellungen zu machen, wieder einzuführen; er erklärte, daß ein Gewissensrath unter dem Vorsitz des Kardinals Noailles niedergesetzt werden sollte und that sowohl dem Parlament, als noch mehreren Großen des Reichs, eine unendliche Menge von Versprechungen, die er nachher treu erfüllt hat.

Alle diese geheimen Unterhandlungen waren vor dem Tode des Königs mit aller möglichen Vorsicht geschehn; aber so sorgfältig man auch diese Bewegungen zu verbergen gesucht hatte, so war doch der P. Tellier zum Theil von diesen Verabredungen unterrichtet. Indessen verhielt sich der Herzog äußerlich ruhig und verbarg seine gerechten Ansprüche; aber kaum hatte der König den letzten Athemzug gethan, als er den Kardinal von Noailles, der vom Hofe relegirt war, und den König auf seinem Sterbebette nicht hatte sehen dürfen, an den Hof zurückrief; er lud ihn nach Versailles ein, um dem jungen Könige seine Huldigung zu leisten. Dieser Schritt zeigte zum voraus, daß der Kardinal unter der neuen Regierung des Hasses und der Verfolgung quitt seyn würde; und diese Handlung der Toleranz und Freundschaft gab die Versicherung, daß das alte System schon beym Tode des Monarchen verlassen sey und daß der Herzog von Orleans nicht den Religionsverfolger machen werde.

Gleich den andern Tag nach des Königs Tode, am 2. September, versammlete sich das Parlament. Der Herzog von Orleans, in Begleitung des Herzogs von Bourbon, des Grafen von Charolois, des Prinzen von Conti, des Herzogs du Maine des Prinzen von Dombes und des Grafen von Toulouse, begab sich in Feyerlichkeit dahin; der Schatzmeister der heil. Kapelle

empfieng

empfieng ihn an der Thüre dieser Kirche, wo er die Messe hörte. Zwey Präsidenten à mortier und zwey Räthe führten ihn in die grande chambre, wo sich mehrere Herzöge und Pairs von Frankreich befanden.

Die französischen Garden, 2000 Mann an der Zahl, den Herzog von Guiche an ihrer Spitze, hatten die Zugänge des Hofes des Palais besetzt. Die gleichzeitigen Memoires und besonders die des Herzogs von Berwik, eines wahrheitliebenden, gleichzeitigen Schriftstellers, versichern, daß der große Saal voll bewaffneter Officiere gewesen sey, die den Herzog von Orleans aus Furcht, er möchte Widerstand in Behauptung seiner Rechte finden, begleitet hätten. In diesem Falle war er darauf vorbereitet, sich selbst zum Regenten des Reiches zu erklären und seine Rechte als erster Prinz von Geblüt geltend zu machen. Diese Anecdote widerspricht dem berühmten Verfasser des Zeitalters Ludwigs XIV. Er behauptet, in Person in diesem Saale gewesen zu seyn und keinen Tumult und keine Officiere bemerkt zu haben. Hr von Voltaire verdient ohne Zweifel hier berücksichtigt zu werden; aber die Unpartheilichkeit des Historikers fodert auch, daß man den Herzog von Berwik bey einem Faktum dieser Art höre und seine Autorität läßt uns glauben, daß der Herzog von Orleans wirklich diese Vorsicht gebraucht habe. Er hatte in der That die Eifersucht der im Testamente des verstorbenen Königs begünstigten Prinzen zu fürchten. Der Herzog dû Maine war bey den Großen und beym Volke beliebt, viele fürchteten, daß in Paris durch seine und anderer Prinzen Ansprüche ein Aufstand erregt werden möchte. Der Herzog dû Maine, der Generalcolonel der Schweizer und Carabiniers war, hatte viele Creaturen, so wie auch der Graf von Toulouse, sein Bruder, und wenn sich der Herzog von Orleans von bewaffneten Leuten begleiten ließ, so war es eine Hand-

lung der Klugheit, welche die unter seiner Regierung vorgefallenen Dinge und besonders Cellamare's Verschwörung rechtfertigen.

Wie dem auch sey, so hatte er keine Gewalt der Waffen nöthig, um seine gerechten Ansprüche geltend zu machen. Er hatte die Gemüther zu gut für seine Sache vorbereitet; auch riefen ihn seine natürlichen Rechte zur Regentschaft. Er entwickelte dieselben in einer schönen Rede, die er im Parlament hielt, und in der er seine Klugheit und die Gewandheit und Feinheit seines Geistes in einem hohen Grade zeigte.

„Nach allem dem Unglück, das über Frankreich eingebrochen ist, und nach dem Verlust eines großen Königs, den wir gegenwärtig beweinen, ist derjenige unsre einzige Hoffnung, den uns Gott gegeben hat. Ihm, meine Herrn, sind wir jetzt unsre Huldigung und den treusten Gehorsam schuldig; und ich bin der erste seiner Unterthanen, der vor allen andern das Beyspiel dieser unverletzlichen Treue für seine Person und einer ganz besondern Sorge für das Interesse seines Staates geben muß."

„Diesen, dem seligen Könige bekannten Gesinnungen verdanke ich ohne Zweifel jene Worte voll Güte, die er in seinen letzten Augenblicken zu mir sprach und wovon ich Ihnen Meldung zu thun schuldig bin."

„Nach dem Empfang der heil. Wegzehrung rief er mich zu sich und sprach: Lieber Neffe, ich habe ein Testament gemacht, in welchem ich Ihnen alle Rechte, die Ihnen Ihre Geburt giebt, unbeeinträchtigt gelassen habe. Ich empfehle Ihnen den Dauphin. Seyn Sie ihm ein eben so treuer Diener, als Sie es mir gewesen sind, und sorgen Sie, ihm das Königreich zu erhalten. Sollte er nicht mehr seyn, so sind Sie der Herr und die Krone gehört Ihnen."

„Diesen

„Diesen Worten setzte er noch mehrere hinzu, die aber zu vortheilhaft für mich sind, als daß ich sie wiederholen könnte. Er schloß mit den Worten: „Ich habe die Verfügungen gemacht, die ich für die sichersten hielt; aber da man nicht alles vorhersehen kann, so wird man, wenn etwas nicht schicklich seyn sollte, Abänderung treffen." Dieß sind seine eignen Ausdrücke.

„Ich bin demnach überzeugt, daß mir nach den Reichsgesetzen und nach den in ähnlichen Fällen geschehenen Beyspielen sowohl, als nach der Verfügung des Königs selbst die Regentschaft zugehört; aber ich würde mich nicht beruhigen können, wenn zu so viel Rechtstiteln, die sich für mich vereinigen, nicht Ihre Beystimmung und Ihre Billigung hinzukäme, die mir nicht weniger schmeichelhaft seyn wird, als die Regentschaft selbst.

„Ich bitte Sie also, daß, wenn Sie das Testament, das der seel. König in Ihre Hände niedergelegt, und das Codicill, das ich Ihnen überbringe, gelesen haben, meine verschiedenen Rechtstitel nicht verwirren, und sowohl den einen als den andern in Erwägung ziehn, das heißt, sowohl das Recht, das mir meine Geburt giebt, als das, was das Testament noch hinzugefügt haben kann. Ja ich bin überzeugt, daß Sie es für gut finden werden, über das erstere zuerst zu deliberiren."

„Aber unter welchem Titel ich auch das Recht haben mag, mir auf die Regentschaft Hoffnung zu machen, so wage ich es, Sie, meine Herren, zu versichern, daß ich mich ihrer durch meinen Eifer im Dienste des Königs und durch meine Liebe für das allgemeine Beste, besonders mit Unterstützung Ihres Rathes und Ihrer weisen Vorstellungen, würdig machen werde."

„Ich fodere Sie hiezu im voraus auf und betheure in dieser ehrwürdigen Versammlung, daß ich keine andern Absichten haben werde, als für das Beste

des Volks zu sorgen, die Ordnung in den Finanzen wiederherzustellen, die überflüssigen Ausgaben abzuschneiden, im Innern des Reichs und ausserhalb den Frieden zu unterhalten, besonders die Einigkeit und Ruhe der Kirche herzustellen und endlich mit allem mir möglichen Eifer alles zu befördern, was einen Staat glücklich machen kann."

„Jetzt, meine Herren, begehre ich, daß die Sprecher des Königs über den von mir gethanen Vorschlag ihre Conclusion geben und daß Sie alsbald nach Eröffnung des Testamentes über meine Rechte zur Regentschaft deliberiren, zuerst aber über das erste, nämlich das Recht, welches mir meine Geburt und die Gesetze des Königreichs geben."

Man hörte die Rede des Prinzen mit großer Aufmerksamkeit an; und der Verfasser seines Lebens bezeugt, er habe sie nicht mit ganzer Fassung gesprochen; so schwer war es, den Ton des Monarchen nach Ludwig XIV zu führen, der nie größer und majestätischer als in diesem äussern Glanze erschienen war.

Schon waren alle zu Gunsten des Herzogs von Orleans gestimmt, man erkannte seine Rechte auf die Regentschaft; aber bevor man zu irgend einer Erklärung schritt, wurde beschlossen, die Eröffnung des Testamentes vorzunehmen. Der erste Präsident und die Sprecher des Königs überreichten es der Versammlung. Ein Parlamentsrath las es vor. Der erste Präsident de Mesmes befahl zu wiederholten Mahlen, es mit lauter Stimme deutlich vorzulesen, indem er hinzusetzte: Es ist unser Gesetz.

Das war alles, was der Präsident zu Gunsten seines Freundes des Herzogs du Maine that; denn als er die Gemüther geneigt sah, den Herzog von Orleans anzuerkennen, und da er sah, daß der Herzog

dû Maine selbst sein Interesse nicht behauptete, so war er der erste, der sich für Philipp erklärte.

Die feierliche Lesung des Testamentes zeigte dem Herzog von Orleans, wie sehr er Ursach gehabt hatte, sich zur Behauptung seiner Rechte vorzubereiten. Er hörte denn, daß ihn Ludwig XIV nur zum Chef des Conseil de Regence erklärt habe, welches aus den Prinzen von Geblüt, die volle zwanzig Jahre alt wären, dem Canzler, den vier Staatssecretären, dem Chef des Conseils der Finanzen, dem Generalcontroleur, den Marschällen Villeroy, Villars, Uxelles, Tallard und Harcourt bestehen und worin alles nach der Stimmenmehrheit gehen sollte.

Der Herzog dû Maine sollte das Commando der königl. Haustruppen haben, ohne alle Abhängigkeit von der Regentschaft. Der Marschall Villeroy war Gouverneur des Königs. Der Herzog dû Maine hatte die Oberaufsicht über seine Erziehung und die Beschützung seiner Person, der Bischof von Frejus war zum Präceptor ernannt, die Herzogin von Ventedour zu seiner Gouvernantin und der P. le Tellier zu seinem Beichtvater.

Diese Verfügungen vernichteten alle Rechte des Herzogs von Orleans. Das Codicill des verstorbenen Königs, das der Herzog selbst dem Parlamente überbracht hatte, war eine Bestätigung des Testamentes, die der König auf seinem Sterbebette gegeben hatte. Man las das Codicill vor und sah daraus, welches die Absichten Ludwigs XIV und seines vertrauten Rathes in seinen letzten Augenblicken gewesen sey. Der Monarch bestätigte nicht allein seine Willensmeynungen, sondern er wollte auch die Publication des Testamentes so feierlich machen, als möglich. Er hatte

also geglaubt, daß sich der Herzog du Maine, zu folge des Codicills, zuerst der Person des Königs bemächtigen und bey der nachherigen Lesung des Testaments, wo er schon die königl. Haustruppen unter seinen Befehlen haben würde, das verordnete System der vormundschaftlichen Regierung behaupten würde.

Der Herzog von Orleans vereitelte die klugen Absichten des verstorbenen Königs. Es wurde nicht allein das Testament vor dem Codicill gelesen, sondern er verlangte auch selbst in seiner Anrede an das Parlament, vor Lesung der Urkunde zum Regenten erklärt zu werden. Dieses letzte Verlangen wurde zwar nicht zugestanden; aber nach geendigtem Vorlesen erklärte der Herzog laut und mit Entschlossenheit, daß er in mehrere Artikel nicht mit Ehren einwilligen könne. Sogleich schienen sich die Gemüther wieder ihm und seiner Sache zuzuwenden, und bald war er mit einhelliger Stimme zum Regenten während der Minderjährigkeit des Königs erklärt.

Zufrieden, der Hauptsache versichert zu seyn, und von diesem glücklichen Erfolg der Sache, ohne Zwang, ohne Streitigkeit überrascht, erkannte der Regent anfangs die Autorität des Regentschaftsraths, welchen das Testament constituirte. Die Frau von Staal sagt in ihren Memoires: daß ein kluger, dem Herzog von Orleans sehr ergebener Freund ihm geschickt ein Billet zuzustecken wußte, worin er ihm rieth, um seines Besten willen die Sitzung aufzuheben. Wahr ist, daß sie wirklich aufgelößt wurde, worauf man sich am Abend von neuem versammlete. So hatte der Regent Zeit genug, Athem zu schöpfen, seine Plane nach dem momentanen Zustand der Sachen einzurichten und sich vorzubereiten, in einer Rede die Gefahren einer getheilten Gewalt zu zeigen.

Das

Das Parlament genehmigte alle seine Wünsche und als beschlossen wurde, daß der Herzog du Maine die Oberaufsicht über die Erziehung des Königs haben sollte, so machte Philipp Vorstellungen dagegen, daß er das Commando der königl. Haustruppen, oder auch nur das Commando der Wache haben dürfe, die täglich beym Könige den Dienst hat. Der Herzog du Maine war so schwach und kleinmüthig, daß er nicht wagte seine Sache zu vertheidigen, und darauf antrug, man möchte ihn von der Sorge für die Person des Königs, welche ihm das Testament anvertraute, und von dieser Gewährleistung ganz befreien; und auch dieses Amt wurde dem Regenten übergeben, der für die Folgen stand.

Nie wird das Testament eines Privatmanns so schleunig cassirt. Es war schon den Tag nach dem Tode des Königs in der Abendsitzung, daß das Parlament Philipp von Orleans zum Regenten von Frankreich, während der Minderjährigkeit, und zum Generaladministrator der Regierung des Königreichs erklärte. Es wurde indessen beschlossen, daß er der Mehrheit der Stimmen folgen solle, mit Ausschluß der Chargen und Gnadenbezeigungen, daß er aber die Conseils de Regence bilden und sie mit den Personen besetzen könne, die er dazu am fähigsten halte. Voll Erkenntlichkeit gegen das Parlament erklärte er seinerseits, daß er einen Gewissensrath niedersetzen wolle, in welchem die Besetzung der Pfründen und das Interesse der Gallicanischen Kirche verhandelt werden solle. Er konnte dem Parlamente nichts Angenehmeres zugestehn, da es gern die Bulle Unigenitus als seiner Absichten würdig anerkennen wollte und mit Verdruß durch das System des verstorbenen Königs die Kinder der Mitglieder des Parlementes von den gro-

großen Pfründen abgehalten sah. Ungeachtet Ludwig XIV in seinem Testamente le Tellier zum Beichtvater des Königs erklärt hatte, entschied das Parlament, daß der Regent diese Stelle mit einer andern Person besetzen sollte, wenn es dazu Zeit wäre.

Der Regent versprach endlich in einem Edict, die Verordnungen von 1667 und 1673 zu wiederrufen und festzusetzen, daß das Parlament wieder vor Protokollirung seiner Edicte Vorstellungen machen könnte. Ausserdem legte er in wenig Worten den Regierungsplan dar, den er befolgen wollte. Er gab die Versicherung, daß er die überflüssigen Ausgaben und den Luxus des Hofes einschränken, das Parlament in seine Rechte wieder einsetzen und dahin streben wolle, den Frieden unter der Geistlichkeit, durch Entfernung der Friedensstörer der vorigen Regierung, wieder herzustellen.

Alles dieß gieng vor im Monat September. Den 7. wurde im Parlament eine Erklärung des Königs protocollirt, wodurch die Sitzungen bis zum 1. October zu Verhandlung der Staatsangelegenheiten verlängert wurden. Den 12. darauf bestätigte der junge König diese Verfügungen in einem lit de justice durch einen Beschluß, welcher Philipp Herzog von Orleans zum Regenten des Reichs erklärte.

Anmerkungen

und

Erläuterungen

zum VI. Bande

der

Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon.

Aus den Papieren des Herzogs von Saint-Simon und mehrerer seiner Zeitgenossen und aus einigen gedruckten Memoires.

I.

Art und Weise, wie man sich unter Ludwig XIV benahm, um Geld von einem untergedrückten Volke zu erpressen.

Die Handhaber der Gewalt Ludwigs XIV bedienten sich nicht alle so ehrlicher Mittel, wie der Marschall von Villars, von welchem wir hier einen interessanten Brief beyfügen, der seinen Character sehr gut zeichnet.

Colbert an Ludwig XIV.

Paris den 5. May 1672.

Das Parlament registrirte am letzten Freytag die beyden Edicte von Veräusserung der Domänen bis zu 400,000 Livres Renten und der Plätze vor Paris. Es ist so gegangen, wie es Ew Majestät wünschen konnten; der Generalprocureur ist wie gewöhnlich, behülflich gewesen, eben so der erste Präsident und die übrigen Präsidenten. Am darauf folgenden Dienstag haben sie die Vollmacht der Königin registrirt und morgen, als den Freytag, werden sie das Edict von Einschränkung des Silbergeschirrs registriren. Ich hoffe, daß Ew Majestät von diesen Edicten die Unterstützung, die Sie Sich versprechen, erhalten werden, und daß Sie zu Abtragung eines guten Theiles dessen, was für Dero Gebrauch

in

in den letzten Zeiten Ihrer Abreise entlehnt worden, dienen werde. Ich weiß nicht, ob Ew. Majestät es für vortheilhaft halten würden, den Referenten dieser Edicte und einigen der ältesten Räthe und denen, die am meisten dazu behülflich gewesen sind, irgend ein Geschenk, als Appointements des Conseils, zu geben. Vielleicht würden 12 bis 15,000 Livres, auf diese Weise ausgetheilt, eine gute Wirkung für andere, in der Folge vielleicht eintretende Geschäfte haben.

Antwort am Rande.

Es freut mich sehr, daß die Edicte verificirt sind und daß ein jeder seine Pflicht gethan hat. Sie können einem jeden ins besondere meine Zufriedenheit darüber bezeugen, wenn sich eine Gelegenheit darbietet. Ich erlaube Ihnen in Rücksicht der Geschenke alles zu thun, was Sie für vortheilhaft für mich halten; nehmen Sie sich nur in Acht, daß keine Verbindlichkeit für die Folge daraus entsteht.

Brief des Marschalls von Villars an den Prinzen von Conti.

vom 23. Nov. 1704.

Ich habe die Ehre Ew Durchlaucht durch Herrn von Courton zu schreiben. Ich habe bemerkt, daß die mehrsten Briefe, die ich erhalte, erbrochen sind und die Briefe Ew. Durchlaucht sind davon nicht ausgenommen. . . . . Was mich betrifft, so habe ich zwey Tage mit dem Anhören schöner Reden zu thun gehabt. *) . . . . . Zum Dank dafür sollen sie essen und trinken, ihre Weiber sollen tanzen und Comödien sehen, so viel ich nur geben kann, damit die Reize der Musik und die Vergnügen ihnen Bereitwilligkeit zu den Geldfoderungen, die Hr von Baville an sie thun wird, einflößen. Ich habe eine Harangue zurückgehalten, welche der Herzog von Grammont entworfen hatte, weil er eine Vicegouverneurstelle verlangte, welche ihm der König nicht gab.

Auszug

*) Er war so eben zum Commissär bey den Ständen von Languedoc ernannt worden.

Auszug eines Briefes von Demselben an Hrn von Chamillart.

vom 16. Dec. 1704.

Ich habe Ihnen von einer andern Kleinigkeit zu schreiben. Man versichert mich, daß der Bischoff von Montpellier, sicherlich ein sehr heiliger Bischoff, vielleicht nur ein wenig zu eifrig, darüber unwillig ist, daß hier Comödianten sind. Es waren welche hier vor zwey Jahren. Ich versichere Sie, mein Herr, wenn es eine Stadt im Königreiche giebt, wo sie weniger Böses stiften, als anderswo, so ist es diese Stadt, wo die Lust zu Ausschweifungen so arg ist, daß sie durch das Schauspiel eher gemäßigt werden wird. Uebrigens muß ich Ihnen sagen, daß ich glaube, in den großen Städten, aber in Languedoc vielleicht mehr als anderswo, müsse es Schauspiele geben, indem die Lebhaftigkeit des Volks eher mit Vergnügungen beschäftigt als seinen Reflexionen überlassen werden muß.

II.

Ueber die militärische Eitelkeit Ludwigs XIV und wie seine Minister ihm dienen und schmeicheln. Natürliches Wohlgefallen des Königs an der Schmeicheley.

Brief Ludwigs XIV an Colbert.

Aus dem Lager von Satin den 8. Jun. 1675.

Der Aufwand ist erstaunlich, und ich sehe daraus, daß Ihnen, um mir gefällig zu seyn, nichts unmöglich ist..... Frau von Montespan hat mir geschrieben, daß Sie dem, was ich Ihnen befohlen, sehr wohl nachkommen und sie beständig fragten, ob sie einen Wunsch habe. Fahren Sie fort dieß zu thun. Sie schreibt mir auch, daß sie zu Sceaux gewesen sey, wo sie den Abend sehr angenehm zugebracht habe; ich habe ihr gerathen, einmal nach Dampierre zu gehen, und ich habe sie versichert, daß sie Frau von Chevreuse und Madame Colbert sehr herzlich daselbst bewirthen würden; ich bin versichert, daß Sie ein gleiches thun werden. Ich wünsche

sehr, daß sie sich amüsiren möge und diese Damen sind sehr dazu geschickt, sie zu unterhalten: erfüllen Sie meine Wünsche, ich lasse es Ihnen gern wissen, damit Sie, so weit es von Ihnen abhängt, zu ihrem Amüsement beförderlich seyn mögen.

Colbert an Ludwig XIV.

Paris den 4. Jul. 1673.

Alle Campagnen Ew Majestät haben den Charakter der Ueberraschung und des Erstaunens gehabt, welcher die Gemüther ergreift, ihnen die Freyheit zu bewundern giebt, aber das Vergnügen nicht läßt, irgend eine Parallele aufzufinden.

Die erste von 1667 hat zwölf oder funfzehn feste Plätze mit einem guten Theil der drey Provinzen erobert.

In zwölf Tagen des Winters von 1668 eine ganze Provinz.

Im Jahr 1672 drey Provinzen und fünf und vierzig feste Plätze.

Aber, Sire, alle diese großen ausserordentlichen Thaten stehen dem nach, was Ew Majestät jetzt vollbracht haben.

6000 Mann in einem der besten Plätze Europas mit 20000 Mann Fußvolk forciren; sie an einem einzigen Orte angreifen und nicht einmal alle seine Kräfte anwenden, damit die Tugend Ew Majestät desto mehr sich zeige: man muß gestehn, daß ein so außerordentliches Mittel, Ruhm zu erwerben, noch von niemand als von Ew Majestät versucht worden.

Wir haben nur Gott zu bitten, daß er Ew Majestät uns erhalte. Uebrigens wird sein Wille das einzige Gesetz von Dero Macht seyn.

Noch nie hat Paris so viel Freude gezeigt. Seit Sonntag Abend haben die Bürger, aus eigenem Antriebe, ohne Befehl, überall Freudenfeuer gemacht, die diesen Abend nach dem Te Deum wieder erneuert werden.

An Colbert.

Cambray den 28 May 1677.

Ich hoffe, das Datum dieses Briefes wird Ihnen nicht mißfallen; was mich betrifft, so finde ich es für einen König von Frankreich und besonders für mich sehr angenehm.

An

An denselben.

Aus dem Lager vor Mastricht den 12. Jun. 1673.

Ich habe Ihrem Sohne befohlen, Ihnen zu schreiben, daß Sie einen Mahler schickten, denn ich glaube, daß manches Schöne zu sehn seyn wird; alles geht sehr gut.

III.

Wie viel die Minister zum Ruhme Ludwigs XIV beytrugen. Manufacturen. Der Cavalier Bernin. Schöne Künste.

Colbert an Ludwig XIV.

Paris den 16. May 1670.

Der Cavalier Bernin arbeitet gegenwärtig an der Statüe Ew Majestät zu Pferde, wozu ich ihm einen Block weißen Marmors von ungeheurer Größe in seine Werkstatt habe transportiren lassen: dieß ist die Ursache, warum ich Ew Majestät die Anweisung seiner Pension und der Pension seines Sohnes geschickt habe, ... Die zwey größten und beträchtlichsten Manufakturen, die Ew Majestät gestiftet haben, sind die Tuchmanufaktur zu Abbeville und die Tapetenmanufaktur zu Beauvais: beyde haben eine große und der Güte, die Ew Majestät Ihrem Volke erweisen, würdige Anlage. Ich weiß, daß es schwer ja unmöglich ist, daß Dieselben sie besuchen; wenn Sie aber dennoch bey Besuchung der Städte oder auf Ihrer Durchreise sie besehen könnten, so wäre es ein sehr großer Vortheil; auf jeden Fall, wenn Dieselben beliebten mit den Mairs und Echevins dieser Städte davon zu sprechen, wenn Sie ihnen beföhlen, den Unternehmern dieser Manufakturen Beystand und Schutz zu leisten, sie visitiren, sich Bericht davon erstatten ließen und selbst darüber zu sprechen geruhten: so würden diese Zeichen der Güte Ew Majestät, und der Aufmerksamkeit, vermöge der Sie alles wissen und kennen, allen diesen Manufakturen Leben und Bewegung verleihen, ohne daß sie sonst stocken und vielleicht ganz zu Grunde gehen. Ew Majestät kennen zu gut die für die Finanzen daraus entspringenden Vortheile,

als daß ich nicht hoffen sollte, daß dieselben sich diese Mühe zu geben geruhen werden.

Antwort des Königs.

Courtray den 22. Mai.

Sie haben wohl gethan, die Pension an Bernin auszahlen zu lassen, da er arbeitet. . . . Ich werde die Manufakturen zu Abbeville und Beausvais besuchen und so sprechen, wie ich es für gut finden werde und wie Sie mir schreiben. Ich habe die von Oudenarde sehr zum Fleiß ermahnt, sie haben mir eine Schrift überreicht, die wir nach meiner Zurückkunft zusammen ansehen wollen.

IV.

Ueber die Kleinlichkeit und bisweilen Narrheit der Etikette despotischer Höfe und über die Französische und Spanische, von Ludwig XIV eingeführte, durch Uebereinkunft zwischen ihm und Spanien sanctionirte, und während der Minderjährigkeit des jungen Königs beybehaltene Hofetikette.

Aus den geheimen Papieren des Herzogs von Saint Simon

An Herrn von Sartine.

23. October 1721.

Mein Herr,

Da der Hr Herzog von Saint Simon gewünscht hat, daß seine Commission unmittelbar nach Vollziehung der Vermählung des Prinzen von Spanien zu Ende seyn möchte, so können Sie leicht urtheilen, daß, da er bis dahin mit dem Ceremoniel und den Functionen seiner Ambassade beschäftigt ist, es ihm nicht möglich seyn wird, die Erkundigungen einzuziehen, welche die in Ihrem Briefe vom 9. dieses Monats eröffneten Absichten nöthig machen; Sie können ihm indessen, ohne irgend ein Bedenken, die Einsichten ertheilen, die er

von

von Ihrer Seite wünscht; da aber diese Sache viel weitläuftiger und ausführlicher behandelt werden muß, so bitte ich Sie, daß Sie über das Verhalten, das ein Ambassadeur beobachten muß, der künftig im Namen des Königs in Madrid residiren wird, über die Absichten, die für den Fortgang und die Vortheile des Handels der Unterthanen des Königs in Spanien gefaßt werden können, ohne die andern Nationen, welche denselben Handel treiben, abzuschrecken, und über alles andere, was etwa dazu dienen kann, uns das Verhalten zu bezeichnen, das von unsrer Seite beobachtet werden muß, um die Einigkeit der beyden Kronen fester zu schließen und die Freundschaft und das Vertrauen zwischen dem Könige und Ihren Kathol. Majestäten zu befestigen, daß Sie über alles dieß ihre verschiedenen Gedanken in einem Memoire zusammenfassen möchten, das Sie aber mit Muße arbeiten können.

So wie Sie in dieser Arbeit Fortschritte machen, werden Sie mir Freude machen, wenn Sie die abzusendenden Courriere benutzen, um mir diese Arbeit theilweise zu schicken und Sie dürfen nicht zweifeln, daß ich mich mit Nutzen der neuen Beweise Ihres Eifers bedienen werde, um Ihnen bey allen Gelegenheiten zu zeigen, daß ich, mein Herr, aufrichtig der Ihrige bin.

Se Eminenz der Hr Cardinal Dübois wird gebeten, daß Sie den Fragen, die ich mir die Freyheit nehme, an Sie zu thun, Ihre Antworten an die Seite setzen lassen möchten.

Der Herzog von Saint Simon unterzeichnet.

Muß ich nach der ersten Audienz zur Bewerbung um die Infantin die zweyte erwarten, in welcher das Jawort gegeben werden wird, oder muß ich um diese zweyte Audienz bitten, im Fall sie sich zu lange verzögern sollte?

Es hat durchaus nichts gegen sich darum zu bitten, indem bey solchen Gelegenheiten die Ungeduld erlaubt seyn kann. Die schon weit vorgerückte Jahreszeit giebt noch einen Vorwand mehr, wenn er nöthig wäre, aber man wird den König von Spanien geneigt finden.

Müssen ein oder mehrere Commissärs von Spanien vor mir

Es hängt vom Könige von Spanien ab, so viele Com-

mir und Hrn von Maulevoier einige der Instrumente unterzeichnen, so wie bey den Verträgen zwischen den Königen die Ambassadeurs zuerst die entworfenen Instrumente in ihrer Sprache unterzeichnen?

missärs zu ernennen, als er will.

Sie unterzeichnen auf der ersten Columne, einer über der andern, nach ihrem Range, das Spanische Original der Heyrathsartikel und die Ambassadeurs des Königs auf der zweyten Columne.

Hingegen unterzeichnen die Ambassadeurs des Königs das Französische Original auf der ersten Columne und die Spanischen Commissärs auf der zweyten, indem jeder Theil das Original seiner Sprache zurückbehält.

Was ist zu antworten, wenn man in mich dränge, daß ich für Hrn von Maulevoier um Chargen und Stellen im Hofetat der künftigen Königin schreiben sollte?

Es wird zu thun seyn, doch mit der Bemerkung, daß der Hofetat der Königin erst zur Zeit des Verlöbnisses ernannt werde, und daß Se K. Hoheit nicht schicklich den Bestimmungen des Königs vorgreifen könne; es sey aber kein Zweifel, daß, wenn Se Majestät die Wahlen treffen würden, Sie viele Rücksicht auf die Fürsprache des Königs von Spanien für Maulevoier nehmen würden, dessen Dienste Se Majestät sehr wohlgefällig seyen.

Es ist also nichts zu unterzeichnen, weder Artikel noch irgend ein Instrument, die Vermählung des Prinzen von Asturien mit Mademoiselle betreffend?

Es ist in Madrid nichts in Betreff der Vermählung von Mademoiselle zu unterzeichnen.

Noch etwas, damit nicht etwas geschehe, was nicht geschehn darf; die Art, wie Ihre K. M. an die Infantin geschrieben und wie sie nachher behandelt worden ist, veranlaßt mich zu fragen, was zu thun sey, im Fall sie, gegen alle Regel, als Majestät behandelt würde und auch von J. Kath. Maj eine solche Behandlung erhielte. Es ist gewiß, daß die größten Seigneurs sie zur Insel der Conferenz begleiten werden, und so gut als gewiß, daß der Herzog von Medina Celi den Auftrag erhalten wird, die Auswechselung zu vollbringen; so hat mir Herr Loles gesagt.

Die Infantin von Spanien kann in keinem Fall als Majestät, noch als Königin vor ihrer Vermählung behandelt werden. Sie ist in den Artikeln, welche zwischen Hrn von Maulevoier und Hrn von Grimaldo unterzeichnet worden, nach Deklaration der Vermählung und nach Eintretung der Umstände, die man nur als einen Ausbruch unmäßiger Freude ohne alle Folgen anfehn kann, als Infantin behandelt worden.

Es sind für die in dieser Rücksicht von dem Könige von Spanien zu machenden Bestimmungen Maßregeln getroffen und Se Majestät werden Ihrer Seits dafür Sorge tragen.

Wäre es nicht schicklich, auf die Vollziehung der Vermählung alsbald nach der Ankunft zu dringen und einstweilen Veranstaltung dazu zu treffen?

Ohne alles Bedenken; aber das ist ein Punkt, der niemals in Anregung gebracht werden muß, indem er schon durch die Artikel entschieden ist und durch den in Gemäsheit zu schliessenden Heyrathscontract entschieden werden wird.

Es ist gut, von der Vollziehung der Vermählung bey Gelegenheiten zu sprechen, so wie auch von der Zeit der Rückkehr des Hrn Herzogs von St Simon, welche bald erfolgen muß.

Der König von Spanien giebt mir Logis, ich habe gewisse

Das ist nicht Sitte, es würde sich nicht schicken, es

wisse Nachricht, wiewohl diese Ehrenbezeugung für die Französischen Ambassadeurs seit dieser Regierung fast zur Gewohnheit geworden ist; dieß ist bey uns nicht der Fall; sollte man nicht drauf denken, den Herzog von Ossone während seines Aufenthaltes in einem so außerordentlichen Falle, wie diesem, und wodurch keine Verbindlichkeit entsteht, im Hotel der außerordentlichen Ambassadeurs zu logiren?

für die Folge zu thun und wenn der König einen Minister im Hotel der Ambassadeurs logirt, so giebt es immer ein Tractament von Seiten Sr Majestät.

Ist es rathsam, daß ich dem Hofe nach Burgos oder sonst wohin, wo er sich aufhält, folge und Hr von Mauleorier ebenfalls?

Dieß würde rathsam und einigermaßen nothwendig seyn; aber in dieser Hinsicht muß man sich darnach richten, was dem Könige von Spanien am gefälligsten ist.

Müßten wir bey der Feyerlichkeit der Hochzeit einem Cardinal, wenn einer zugegen wäre, und gewissen Damen als der Camerera Mayor den Vorrang lassen? dieß ist nicht bey der Vermählung Ihrer K. Hoheit mit dem verstorbenen Könige von Spanien bemerkt und man findet nichts davon.

Cardinäle sind nicht dabey.

Die Damen haben von den Plätzen, welche die Großen einnehmen, abgesonderte Plätze.

Wäre es um der Galanterie willen nicht besser, sich in Gegenwart der beyden Königinnen und besonders der Infantin nicht zu bedecken?

Die Königinnen von Spanien heißen die Ambassadeurs sich bedecken, diese aber machen ein Gegencompliment und bleiben unbedeckt.

Hr. Camelot hat mich belehrt, in den Audienzen nicht zu vergessen, mich, ehe es der König sagt, zu bedecken und er hat dieß auf Befehl gethan; da ich sehe, daß in dem, was ich erhalten habe, nichts davon bemerkt ist und daß das geschriebene Ceremoniel, so wie es ist, sich eher zum Gegentheil zu neigen scheint; so muß ich fragen, an was ich mich zu halten habe. Hr von St Aignan, der nach Hrn Amelot daselbst gewesen ist, hat mir das nämliche gesagt. Ich habe vergessen, Hrn von Brancas darum zu fragen.

Der König von Spanien heißt den Ambassadeur immer sich bedecken, wenn er seine Rede beginnt; man braucht sich nur nach dem Gebrauch zu richten, und sollte irgend eine vortheilhafte Veränderung bey Gelegenheit des päbstlichen Nuntius und des Engl. Ambassadeurs statt gehabt haben, so hat man sich auch darnach zu richten.

Die verwittwete Königin ist in Frankreich; muß ich, wenn ich mit ihr vom Könige spreche, ihn gerade weg den König und nicht den König meinen Herrn nennen?

Bloß den König.

Wenn ich, so weit es mir möglich ist, die Vornehmsten des Spanischen Hofes und fremde Minister an meine Tafel ziehe, muß ich vermeiden, den Herzog von Ormond einzuladen und im Fall er es suchen sollte, müßte ich es bis zur offenbaren Absichtlichkeit treiben?

Eben so in dem Falle bey ihm zu essen?

Das beste ist, den Hrn Herzog von Ormond nicht einzuladen und nicht bey ihm zu essen; sollte er sich darbieten, so dürften Sie ihm keine Unhöflichkeit erzeigen. Es ist leicht zu erachten, daß man allen Verkehr mit dem Engl. Ambassadeur brechen würde, wenn man in einem nicht allein engen, sondern ganz besondern Verhältnisse mit dem Herzog von Ormond zu stehn schiene. Man kann wissen, wie sich dieser Ambassadeur

Wenn ich es den Franzosen, die ich nicht annehmen kann, ganz leise zu verstehen geben könnte, so wäre es wohl besser, als sie an meiner Thüre abweisen zu lassen?

Müssen diejenigen, die mich begleiten, sich weigern, mit ihnen am dritten Orte zu sprechen und mit ihnen am dritten Orte zu essen, als bey irgend einem fremden Minister; im letzten Falle wäre es nicht rathsam; dem Introducteur ganz leise ein Wort davon zu sagen, damit er es vermiede?

Was muß ich antworten, wenn Ihre Kathol. Maiestäten oder Ihre Minister Fürsprache für sie einlegen, für alle oder für einige?

Es ist weder des Hrn Scotti, noch auch des P. Daubousselle besondere Erwähnung geschehn.

Werde gegen ihn am dritten Orte verhält und dieß kann die Art und Weise angeben, wie man sich schicklich zu betragen hat.

Es hat nicht die geringste Bedenklichkeit, diejenigen, die man angemerkt hat, abweisen zu lassen; es wird hinreichend seyn, sich darüber zu erklären, um zu verhindern, daß sie sich nicht daselbst einfinden.

Es ist nicht möglich, solche Gelegenheiten ganz zu vermeiden, weil man in dem Hause eines andern zu befehlen kein Recht hat; aber man läßt es wohl leicht merken, daß man mit Personen dieser Art keinen Verkehr haben mag.

Diese Sache steht nicht in der Macht des Introductors und er würde es nicht auf sich nehmen.

Es muß so viel als möglich vermieden und Ihrer Kathol. Majestäten zur Antwort gegeben werden, daß man nicht im Stande sey, über diese Sache zu verhandeln.

Sie sind unter der allgemeinen Definition derer begriffen, die man nach Maaßgabe des Zutrauens, mit welchem sie Ihre Kathol. Majestäten beehren, mit Achtung behandeln muß, Hrn Scotti aber mit wenig oder gar keiner Offenheit.

Die

Werde ich bey der Audienz den Prinzen von Asturien und die Infanten Monseigneur tituliren? Was den Titel Alteſſe oder Alteſſe royale betrifft, ſo glaube ich mich nach der Landesſitte richten zu müſſen.

Die Etikette gegen die Prinzen von Spanien iſt durch Herkommen beſtimmt, man muß ſich darnach richten.

Hr. Amelot, Hr von St Aignan und Hr von Brancas haben mir alle drey geſagt, es ſey Sitte, bey der Ankunft zuerſt alle Staatsräthe zu beſuchen, ſie möchten Granden ſeyn, oder nicht: es giebt deren nur vier und faſt ohne Function, da das Staatsconſeil faſt nicht mehr gehalten wird: muß ich ſo verfahren, wie dieſe Herrn gethan haben? in dieſem Falle müßte ich nicht ein gleiches in Rückſicht der Herzöge von Veraguas und Popoli thun, welche zum Cabinetsconſeil gehören, das ebenfalls nicht viel mehr als jenes gehalten wird, und beſonders in Rückſicht Popoli's, welcher Gouverneur des Prinzen von Asturien, des Eidams Ihrer Königl. Hoheit, iſt?

Es giebt ein Decret des Staatsconſeils gegen die Gebräuche, Hr von St Aignan hat vor ſeiner Audienz niemanden als den Kardinal del Judice beſucht. Er hat dieſes Betragen in Gemäsheit der Befehle beobachtet, die ihm in einem Briefe des Hrn Marquis von Torcy vom 21 May 1715 ertheilt worden waren. Indeſſen ſchließt dieſer Brief doch in Wahrheit nicht allen Höflichkeitsverkehr mit den übrigen Staatsräthen aus. Giebt es einige neue Gebräuche in dieſer Hinſicht, wovon bey Gelegenheit des Nuntius und des Engl. Geſandten Beyſpiele da geweſen ſeyn können, ſo kann man ſich darein fügen.

Muß ich allein die Complimente vom Könige an den König, an die Königin und an ihre Kinder und einzig vom Könige vermelden?

Die Complimente des Königs müſſen abgeſondert von denen Ihrer Königl. Hoheiten, doch in demſelben Geſpräche, angebracht werden.

Bedarf es nicht einer ſchriftlichen Erlaubniß um zu acceptiren ꝛc.

Wenn der Hr Herzog von Saint Simon einer Erlaubniß vom Könige bedarf, ſo

Kann ſoll

soll er sie zur rechten Zeit erhalten.

Kann ich Hrn Robin die Instruction, die mir mit Hrn von Mauleorier gemeinschaftlich gegeben ist, zeigen?

Ja, in allem, was auf die Vermählung Bezug hat: es wäre gut, wenn das, was die allgemeinen Angelegenheiten betrifft, nicht unnützerweise vervielfältigt würde; aber es ist dem Hrn Herzog von St Simon zu beurtheilen überlassen, ob er einen Dritten in dasjenige einweihen darf, was ihm einzig und allein anvertraut worden ist, um sein besonderes Verhalten darnach zu bestimmen, und, im Fall man mit ihm von Dingen spräche, die jenseit seines hauptsächlichen Auftrags lägen, seine Antworten darnach abzumessen.

Ich wünschte es, indem er ihm viele Dinge eröffnet hat.

V.

Ueber einige besondere Umstände der Krankheit und des Todes Ludwigs XIV.

Unterdessen verlor der Monarch, der zusehends alterte, den Appetit und wurde schwächer; und seine Aerzte, statt ihn mit nahrhaften Speisen, deren die Greise so sehr bedürfen, zu stärken, schwächten ihn durch Reibungen und alle Mittel ihrer Kunst, um ihn zum Schwitzen zu bringen. In der Mitte des Monats August fand man ihn dermaßen verändert, daß man für sein Leben fürchtete; und den 24 fieng man an, daran zu verzweifeln. An diesem Tage gieng er noch zu Frau von Maintenon, die ihn mehreremale an die Sacramente erinnerte und den P. Tellier holen ließ, der ihm die Beichte hörte.

Den andern Tag, als an seinem Namenstage, hörte er die Messe und verlangte vom P. Tellier das heil. Abendmahl.

Dieses

Dieses Sacrament wurde ihm am Abend durch den Kardinal von Rohan gereicht, der ihm eine schöne Rede über die Größe Gottes und die Nichtigkeit der Fürsten hielt, und gleichwohl, um nicht die Pflicht des Höflings zu verletzen, von dem Ruhme, mit welchem es Gott die Regierung des Königs zu verherrlichen gefallen habe, sprach. Nachdem er das heil. Abendmahl empfangen hatte, verlangte er die letzte Oelung, die ihm sogleich gereicht wurde und empfieng diese beyden Sacramente mit Gottseligkeit, aber ohne alle Schwäche.

An demselben Tage ließ er den Herzog von Orleans rufen, mit welchem er über eine Viertelstunde sprach, und hernach mit den verschiedenen Prinzen und Prinzessinnen von Geblüte. Alle Anwesende waren bis zu Thränen gerührt, daß sie diesen großen König in einem Zustand der Duldung sahen, den er mit so viel Ruhe ertrug. „Wir erweichen uns, sagte er zu ihnen mit Muth, trennen wir uns!"

Am 26. entdeckte man einen tödlichen Brandfrost an seinen Beinen. Tiefe Einschnitte bis auf den Knochen zeigten ein Uebel ohne Heilung. Man sagte es dem Könige, und er antwortete, man sollte ihn also in Ruhe sterben lassen. Sein erster Chirurg, Marechal, war einer der wahrhaften Menschen, die an Höfen so selten sind, und der deswegen bey dem Könige sehr beliebt war. Der König fragte ihn mit Entschlossenheit, wie lange er glaube, daß er noch zu leben habe. Bis zum nächsten Mittwoch, antwortete Marechal. Mein Ziel ist mir also bis Mittwoch gesteckt, sagte der König mit stoischer Gelassenheit.

Der König ließ Frau von Ventadour rufen, daß sie ihm den Dauphin vorstellen sollte. Er umarmte ihn, gab ihm seinen Seegen und hielt ihm die berühmte Rede, die von Mund zu Mund bis in die äussersten Provinzen fortgelaufen ist, worinne der König sein kriegerisches Leben verwünschte. Als er den Dauphin einmal umarmt hatte, verlangte er ihn noch einmal, um ihn wieder zu umarmen. Er erhob Hände und Augen gen Himmel und segnete ihn; ein Schauspiel, das alle Anwesende zu Thränen rührte.

An demselben Tage arbeitete der König noch fast zwey Stunden mit dem Kanzler und Frau von Maintenon. Er durch-

durchlief einen vollen Kasten Papiere; die mehrsten wurden verbrannt, und wegen der übrigen ertheilte er Befehle.

Am 27. bat er die Seigneurs, die bey ihm standen, wegen des bösen Beyspiels, das er ihnen gegeben, um Verzeihung. Was er dabey gesprochen, ist weniger bekannt, als die Rede an den Dauphin. Ich muß es also für die Nachwelt aufbewahren.

„Meine Herren, sagte der sterbende König, ich bitte Sie um Verzeihung, wegen des bösen Beyspiels, das ich Ihnen gegeben habe; und ich muß Ihnen danken für die Art, mit der Sie mir gedient, für die Anhänglichkeit und Treue, die Sie mir stets bewiesen haben. Es schmerzt mich sehr, nicht so gegen Sie gehandelt zu haben, als ich wohl gern gewollt hätte; die schlechten Zeiten sind daran Schuld. Ich bitte Sie für meinen Enkel um die nämliche Treue und den Eifer, den Sie immer für mich gehabt haben. Das Kind wird manche Widerwärtigkeiten erfahren müssen! Sey Ihr Beyspiel ein Vorbild für alle meine übrigen Unterthanen! Folgen Sie den Befehlen, die Ihnen mein Neffe geben wird. Er wird das Reich regieren. Ich hoffe, er wird ein guter Regent seyn. Ich hoffe auch, daß Sie alle zur Einigkeit beytragen, und wenn einer sich von ihr lossagen sollte, ihn wieder in den Schoos derselben zurückzuführen sich bemühen werden. Ich fühle, daß ich Sie erweiche und daß ich selbst weich werde; ich bitte deßhalb um Verzeihung. Ich hoffe, daß Sie sich bisweilen meiner erinnern werden." Zum Marschall von Villeroi sagte er besonders: „Herr Marschall, ich gebe Ihnen einen neuen Beweiß meiner Freundschaft und meines Zutrauens auf dem Sterbebette. Ich mache Sie zum Gouverneur des Dauphins, das wichtigste Amt, das ich ertheilen kann. Sie werden aus dem, was ich in meinem Testamente gesagt habe, sehen, was sie in Rücksicht des Herzogs du Maine zu thun haben. Ich zweifle nicht, daß Sie mir nach meinem Tode mit derselben Treue dienen werden, die Sie mir im Leben bewiesen haben. Ich hoffe, daß mein Neffe sich mit der Achtung und dem Zutrauen gegen Sie betragen wird, das er einem Manne schuldig ist, den ich immer geliebt habe. Leben Sie wohl, Herr Marschall, ich hoffe, Sie werden an mich denken."

bend durch den Kardi
ne schöne Rede über die
der Fürsten hielt, und
Höflings zu verletzen,
Gott die Regierung des
, sprach. Nachdem er
e, verlangte er die letzte
urde und empfieng diese
aber ohne alle Schwäche.

Herzog von Orleans ru
elstunde sprach, und her
und Prinzessinnen von
is zu Thränen gerührt,
n Zustand der Duldung
rug. „Wir erweichen
rennen wir uns!"

lichen Brandfrost an sei
auf den Knochen zeigten
te es dem Könige, und
in Ruhe sterben lassen.
ar einer der wahrhaften
ind, und der deswegen
der König fragte ihn mit
be, daß er noch zu leben
, antwortete Marechal.
h gesteckt, sagte der Kö

adour rufen, daß sie ihm
umarmte ihn, gab ihm
erühmte Rede, die von
ten Provinzen fortgelau
kriegerisches Leben ver
mal umarmt hatte, ver
wieder zu umarmen. Er
el und segnete ihn; ein
Thränen rührte.

der König noch fast zwey
au von Maintenon. Er
durch

Image Engineering Scan Reference Chart TE263 Serial No. 490
Patch Reference numbers on UTT
C1 B1 A1 C2 B2 A2 B5 A5 20 18 17 16 11
10 09 03 02 01 C7 B7 A7 C8 B8 A8 C9 B9
4.5 5.0 5.6 6.3
the scale towards document